

Schaumkronen der Sehnsucht, Asconas Zauber, Abenteuerer Messner

Nummer 17 – 23. April 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Der Ungläubige

Warum Papst Franziskus abdanken sollte.

Von Peter Keller

Autokraten an der Macht

Wann haftet der Bundesrat für seine Übertreibungen? *Von Katharina Fontana*

Sind Sie Feministin? «Nein, ich bin normal»

Erfolgs-Rapperin Loredana über Leben, Liebe, Gangster und die Schweiz.

Von Roman Zeller

4 194407 006904

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkönig.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'560'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.chlimbergsteig.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'271'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'491'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8953 **Dietikon**, Ingrid Stiefel Tel. 044 316 13 11
Preis CHF 931'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'261'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'371'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ u. 5 ½ Zi. EFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 506'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'130'500.-, Bezug ab Sommer 2021
www.calmacasa.ch




3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Vermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Vermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.leuberg.ch



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume
verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.**



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:

**EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ**

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
3. - 6. Sept. 2020, Messe Zürich, Halle 5



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich

Als Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga (SP) am vergangenen Donnerstag verkündete, wie es mit dem Corona-Shutdown weitergehen sollte, verfolgten viele Unternehmer und Gewerbetreibende den Auftritt. Ihre grosse Frage: Wann darf ich mein Geschäft wieder aufmachen? Das zögerliche Tempo bei der Wiedereröffnung der Wirtschaft war für die meisten eine Enttäuschung. Je länger der verordnete Ladenschluss anhält, desto höher die Verluste. Und nicht nur



«Wir wollen arbeiten!»: Unternehmer Hutter.

das: Unternehmern liegt es nicht in den Genen, untätig daheim zu sitzen. Die *Weltwoche* hat Stimmen gesammelt wie jene von Peter Hutter, Sekretär des Schweizer Marktverbands und Inhaber der Walliser-Confiserie in Kriessern SG, bekannt für ihr feines Magenbrot: «Seit dem Saisonende am 28. Dezember warten wir bei vollem Terminkalender, bis es losgeht. Wir wollen arbeiten und keine Schulden machen.» Die Zitate verteilen sich durch die ganze Ausgabe.

«Corona-Sünder hielt verbotene Messe mit 40 Kirchgängern», schrieb der *Blick* genüsslich. In Bellinzona sprengten Polizisten die Sonntagsmesse von Don Pierangelo R. Er war gerade dabei, den Gläubigen die Hostie zu reichen. Der Priester verstiesst damit nicht nur gegen das Versammlungsverbot des Bundesrats. Auch die katholische Kirche untersagt Gottesdienste. Darüber hinaus Taufen, Firmungen, Hochzeiten und Hausbesuche. Was ist von einem Papst zu halten, der das staatlich verordnete Social Distancing höher gewichtet als das evangelische Gebot der Nächstenliebe? Seite 14

Die Karriere von Loredana Zefi aus Emmenbrücke verläuft zwischen Genie und Wahnsinn: Millionen Teenager vergöttern die kosovarische Gangsta-Rapperin – während die Staatsanwaltschaft wegen Drohung und Betrugs gegen die 24-Jährige ermittelt. Im Gespräch mit der *Weltwoche* äussert sich die Erfolgskünstlerin erstmals umfassend über ihr bewegtes Leben als Rap-Star und alleinerziehende Mutter. Auch zu den Vorwürfen einzelner Medien nimmt sie Stellung. Seite 34

Seit Jahrzehnten ist der Tod sein Begleiter. Reinhold Messner verlor seinen Bruder im eisigen Himalaja. Sieben abgefrorene Zehen hat man ihm amputiert. Nun hat die Corona-Krise auch dem grössten Abenteurer

unserer Zeit eine Zwangspause auferlegt. Urs Gehriger hat ihn in seiner Quarantäne in München aufgespürt. «Ein Virus, von blossen Augen unsichtbar, hat dem Menschen die Grenzen aufgezeigt.» Doch Messner wäre nicht Messner, würde er nicht auch dieser Lage Positives abgewinnen. «Ich lebe von der Vision <Was mach ich danach?>», sagt er und gibt unseren Lesern praktische Überlebensstipps und für die Stunde null nach der Pandemie. Seite 42

Jacobo Arbenz, Sohn eines Apothekers aus Andelfingen, 1950 zum Präsidenten von Guatemala gewählt, wird in ganz Lateinamerika als Reformator und Opfer des amerikanischen Imperialismus verehrt. Nach seinem Sturz versank Guatemala in einen drei Jahrzehnte dauernden Bürgerkrieg. Nun hat der Literaturnobelpreisträger Mario Vargas Llosa den Secondo-Schweizer ins Zentrum seines Romans «Harte Jahre» gerückt. Redaktor Alex Baur, ein Kenner des Themas, der über die Jahre neben dem Sohn von Arbenz und dessen inzwischen verstorbener Witwe diverse Zeitzeugen interviewt hatte, war enttäuscht von der Lektüre. Auch Vargas Llosa blendet irritierende Widersprüche aus, die schlecht zum Heldenepos passen. Arbenz war eine schillernde Figur, doch er war weit entfernt von der Lichtgestalt, zu der er hochstilisiert wurde. Seite 50

Ihre Weltwoche



Genie und Wahnsinn: Rapstar Loredana.

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrli-Buckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Caroline Grimm, Jasmin Karim (*Bildredaktion*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky
Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber
Finanzen und Personal: Bich-Tien Ton Köppel (*Leitung*)

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarkung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Verbotene Messe: Papst Franziskus. Seite 14

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 7 **Kommentare**
Autokraten an der Macht
- 8 Politik Im Rausch der Umfragewerte
- 9 Eilmeldung
Musk hebt ab
- 10 **Kopf der Woche** Isaac Ben-Israel
«Nach zehn Wochen liegt das Wachstum bei null»
- 14 **Essay der Woche**
Der ungläubige Papst
- 16 Mörgeli
Schweizer Soldaten am Hindukusch
- 16 **Bodenmann**
Im Oktober alle zwangsimpfen?
- 17 **Medien** Millionen für die NZZ
- 17 **Die Deutschen** Neue Normalität

Inland

- 18 **Zauberort Ascona** Ein faszinierendes Stück Welt in der Schweiz
- 22 **War der Shutdown ein Fehler?**
Irritierenden Entscheide und widersprüchlichen Aussagen
- 24 **Die Angst regiert** Der Bundesrat und die SVP-Begrenzungsinitiative
- 25 **Corona im Bergspital** Alte Menschen und das Pandemie-Regime
- 26 **Rudi Bindella senior und junior, Peter Herzog**
«Das trifft uns hart»
- 29 **Corona-Statistik**
Politik mit manipulierbaren Daten
- 30 **Armeeeinsatz für die Katz**
Fehlplanung beim Bundesrat
- 33 **Wer löste den Fehlalarm aus?**
Der Fall um Thomas Binder



Jörg Weber, Inhaber Computer Works, Münchenstein

«Der Lockerungsplan ist enttäuschend mutlos, und es besteht eine erhebliche Gefahr, dass der Detailhandel und die Gastronomie dauerhaft oder für sehr lange Zeit beschädigt werden und viele unnötige Konkurse, die jetzt noch abzuwenden wären, blindlings in Kauf genommen werden.»

Interviews

- 28 **Bruno S. Frey** Täuschen mit Zahlen
- 34 **Loredana Zefi**
«Normal ist für mich Luxus»
- 42 **Reinhold Messner**
«Ich bemühe mich um Gelassenheit»

Ausland

- 38 **Was Sebastian Kurz besser macht**
Europas Politiker staunen
- 39 **Inside Washington**
Die Angebetete
- 40 **Bill Maher** Genug von der Apokalypse
- 41 **Schweden** Johan Giesecke über den Corona-Sonderfall

Wirtschaft & Wissenschaft

- 11 **Kira Radinsky**
Wie Israel den Lockdown umgeht
- 23 **Energie** Gefahr Strommangel
- 31 **Klaus J. Stöhlker**
Angstfrei wie die Chinesen
- 32 **Im zweiten Halbjahr kommt Erholung** Treffen mit ZKB-Chef Martin Scholl
- 37 **Wachhund im Tiefschlaf** Bilanz der Weltgesundheitsorganisation
- 49 **Isaac Newton**
Forschung im Home-Office
- 56 **So schön kann Forschung sein**
Dynamik der Gletscher

Kultur & Gesellschaft

- 46 **Sally Rooney**
Liebe, Sex und Verlorenheit
- 47 **Zwei Leben** Lars Gustafsson und Agneta Blomqvist



«Menschen haben jetzt wieder mehr Respekt vor der Natur. Das ist erfreulich.»

Reinhold Messner: Seite 42

- 48 **Schaumkronen der Sehnsucht**
Lob auf gegorenen Gerstensaft
- 50 **Mythos Arbenz**
Mario Vargas Llosas neuer Roman

Rubriken

- 7 **Im Auge** Federica Pellegrini
- 12 **Personenkontrolle**
- 13 **Nachruf 1** Conrad Ulrich
- 13 **Nachruf 2** Lee Konitz
- 20 **Thiel** Brandlöschung
- 20 **Leserbriefe**
- 21 **Fragen Sie Dr. M.**
- 44 **Ikone der Woche** Renoir
- 52 **Fast verliebt** Altern als Frau
- 52 **Knorrs Kultur**
Sie wissen, aber es nützt nichts
- 53 **Unten durch** Flugzeuge
- 54 **Wein** Spanisches Gesamtkunstwerk
- 54 **Die Bibel** Passahfest aktuell
- 55 **Auto** Audi RS6 Avant quattro
- 55 **Jazz** James Brandon Lewis, Chad Taylor
- 58 **Tamaras Welt** Rückwärts altern wie Benjamin Button

Der Spuk muss ein Ende haben

Ist der Shutdown der teuerste Fehlschlag aller Zeiten? Indizien mehren sich. *Von Roger Köppel*

Kann es sein, dass der bundesrätliche Corona-Kurs ein tragischer Irrweg ist? Das Resultat einer medial-epidemiologisch befeuerten Politpanik, die Milliarden an Volkvermögen vernichtet und künftige Generationen auf Jahrzehnte hinaus belastet? Wird der Corona-Frühling 2020 in die Geschichte eingehen als massenpsychologisches Hysteriephänomen, das mehr Existenzen ruiniert als die Krankheit, die allerdings ganzen Gesellschaften und ihren Regierungen vorübergehend den Verstand raubte?

Die Zahlen lassen diesen Schluss zumindest nicht als vollkommen abwegig erscheinen. Schauen wir auf die Schweiz. Die Katastrophe ist ausgeblieben. Die Horrorszenarien traten nicht ein. Noch im Februar jonglierten Forscher wie Adriano Aguzzi vom Universitätsklinikum Zürich mit Worst-Case-Modellen von mittelfristig bis zu 60 000 Corona-Toten. Richard Neher von der Universität Basel drohte mit 100 000 Opfern. Werden sich diese Wissenschaftler jemals für ihre Angstmacherdiagnosen verantworten müssen?

Nichts von dem, was befürchtet und in Aussicht gestellt wurde, trat ein. Die Spitäler stiessen nicht an ihre Grenzen. Die Ansteckungskurven flachen seit Wochen ab. Nicht einmal in den Altersheimen kam es zum Ernstfall. Aus dem Tessin berichten Betreiber von tieferen Sterblichkeitsraten als in früheren Jahren. Die Gesundheitsdirektion des Kantons Zürich meldet, dass es selbst dort, wo Risikogruppen vom Virus befallen wurden, viele milde Verläufe zum Teil ohne Symptome gab. Zahlreiche Intensivstationen stehen leer.

Noch immer herrscht Verwirrung über grundlegende Daten. Ob jemand mit oder an Coronaviren gestorben ist, weisen die Bundesbehörden gar nicht aus. Sie nehmen einfach alle Fälle, die «in Zusammenhang mit» einer Corona-Infektion gestorben seien, in die Statistik der Corona-Toten auf. Die Wortwahl ist ein Skandal der Ungenauigkeit für sich. Das Bundesamt für Gesundheit schreibt auf Anfrage der *Weltwoche*: «Mit den Daten, die uns zur Verfügung gestellt werden, sind wir nicht in der Lage, zwischen mit oder an Sars-CoV-2 gestorben zu unterscheiden.» Präzise Obduktionen gibt es kaum.

Doch selbst die durch Unschärfe aufgeblähten Todesstatistiken sind weniger schlimm,

als katastrophensüchtige Medien seit Wochen berichten. Bei der letzten grossen Grippeperiode 2015 starben in der Schweiz rund 2500 Menschen. Die Corona-Pandemie hat bis jetzt 1200 Opfer gefordert, die meisten hochbetagt mit mehreren Vorerkrankungen wie Bluthochdruck, Diabetes oder starkes Übergewicht.

Sterben derzeit in der Schweiz mehr Menschen als in früheren Jahren? Die saisonale «Übersterblichkeit» bei den mindestens 65-Jährigen lag vom 1. bis zum 12. April ganz leicht über dem April-Peak der 2015er Grippe. Inzwischen zeigt die Kurve wieder steil nach unten. Bei den unter 65-Jährigen bewegt sich die Sterblichkeit in der erwarteten Bandbreite früherer Jahre ohne Grippepandemie.

Der Bundesrat rühmt sich, seine Massnahmen hätten das Unheil verhindert. Er muss das sagen angesichts der gigantischen volkswirtschaftlichen Schäden. Die Selbstbeweihräucherung wird durch Fakten aber nicht gedeckt. Daten der ETH belegen sinkende Infektionszahlen vor dem Shutdown-Beginn am 16. März. Einen ähnlichen Kurvenverlauf weist das Robert-Koch-Institut für Deutschland aus. Die Stilllegung von Wirtschaft und Gesellschaft zeigt nach diesen Grafiken kaum Wirkung. Nach der ersten Abflachung vor dem Shutdown pendeln sich die Infektionen und als Folge auch die Zahl der Todesfälle auf gleichbleibend tiefem Niveau ein.

War der Shutdown ein grotesker Irrtum, eine kollektive Überreaktion der Angst? Der schwedische Epidemiologe Professor Johan Giesecke sagt in dieser Ausgabe, dass am Ende alle Länder ungefähr gleich viele Corona-Verstorbene pro Kopf der Bevölkerung verzeichnen würden – unabhängig von den Massnahmen, die ihre Regierungen getroffen hätten. Man könne die Naturgewalt einer Pandemie nicht stoppen, man könne sie nur «managen», und Schweden versuche einfach, eine Strategie zu fahren, die den Risikogruppen grösstmöglichen Schutz gewähre, ohne die Wirtschaft komplett an die Wand zu fahren.

Natürlich ist die Schweiz keine Diktatur. Aber sie ist auf dem Weg dazu. Das Epidemien-gesetz von 2013 gibt dem Bundesrat erhebliche Vollmachten. Dass er sie angesichts eines neuartigen, schnell streuenden Erregers anwendet, ist kein Verbrechen. Doch Notstandsmass-



nahmen müssen tauglich, notwendig und so milde sein wie möglich. So argumentieren Verfassungsrechtler. Sollte sich herausstellen, dass der Shutdown weder tauglich noch notwendig und schon gar nicht so milde wie möglich gewesen ist, hat die Regierung missbräuchlich gehandelt. Die von den Medien bejubelte Strategie des Bundesrats wäre, um es vorsichtig auszudrücken, ein kostspieliger historischer Fehlschlag, für den allerdings die Politiker und ihre journalistischen Lobredner kaum haften werden.

Widerstand regt sich. Immer mehr Kritiker bezweifeln die Weisheit einer Strategie, die 80jährige Risikopatienten unter die gleiche Quarantäne stellt wie Kinder mit Null oder 45Jährige mit 0,02 Prozent Sterbe-Risiko durch Covid-19. Warum lässt man sie nicht arbeiten? Der Bundesrat scheint gewillt, für die Gesundheit Weniger die Existenz aller aufs Spiel zu setzen.

Wie weiter? Der Druck auf die Regierung steigt. Die Linke will den Shutdown verlängern. Die Bürgerlichen halten dagegen. Im Gewerbe rumort es merklich. Die Ungleichbehandlung der Branchen löst Empörung aus. Die Gastronomen grollen, weil die stolz besoldeten Strategen des Bundes sie einfach vergessen haben. Niemand versteht, warum Tattoo-Studios öffnen dürfen, Tennisplätze und Primarschulen aber geschlossen bleiben. Viele Unternehmer empfinden es als Affront, dass sie den Behörden zuerst ein Sicherheitskonzept vorlegen müssen, ehe sie wieder geschäftigen dürfen.

Nicht die unsichtbare Hand des Marktes, die Eisenklaue des Staates regiert die Schweiz. Mutwillig vernichtet der Bundesrat Milliarden. Das kann nicht dauern. Die Zahlen sind deutlich. Der Spuk muss ein Ende haben.



René Stammach,
Präsident Swiss Tennis
«Die 2 Millionen organisierten Sporttreibenden im Land hat der Bundesrat aussen vor gelassen. Die sinkenden Infektionszahlen geben den Massnahmen Recht aber bei der partiellen Lockerung fehlt die Verhältnismässigkeit. Auch Sport dient der Gesundheit der Menschen.»

Geschlossen!

Konkurs

Kurzarbeit

Massenarbeitslosigkeit stoppen! Pleitewelle verhindern!

Geschätzte Schweizerinnen und Schweizer

Richtig ist: Wir müssen uns vor dem Coronavirus schützen und dürfen es nicht unterschätzen!

Tatsache ist aber auch: Die befürchtete «Corona-Welle» ist ausgeblieben. Viele **Spitäler stehen leer**, müssen selber Kurzarbeit anmelden. **Selbst die Intensivstationen für Corona-Erkrankte haben viel Platz!**

Was aber passiert ist: Mit dem fast kompletten Lockdown, der mit den aktuellen Entwicklungen nicht mehr zu rechtfertigen ist, **wird unsere ganze Wirtschaft zugrunde gerichtet:**

- Rund ein Drittel, also **jeder dritte (!)** Schweizer Berufstätige ist heute bereits in Kurzarbeit oder schon **arbeitslos!**
- Die **Pleitewelle** steigt rapide an!
- Selbstständige und kleinere Firmen stehen vor dem **Ruin!**
- Der Bund sowie die Kantone schießen Tag für Tag Milliarden Franken in ein **Fass ohne Boden**. Bereits sind 62 Milliarden Franken zugesagt – Geld, das wir Steuerzahler am Ende zahlen müssen!
- Die **Verschuldung** von Bund und Kantonen steigt so ins Unermessliche!

Deshalb fordert die SVP den Bundesrat auf:

- Schaffen Sie mit Hochdruck endlich genügend Masken **und Tests** an.
- Sorgen Sie dafür, dass **spätestens ab dem 11. Mai grundsätzlich sämtliche Geschäfte und die Gastronomie** unter Einhaltung von Hygiene- und Schutzmassnahmen wieder öffnen können
- Die **systematischen Grenzkontrollen sind aufrecht zu erhalten.**
- Stellen Sie die verfassungsmässige Ordnung wieder her und **beenden Sie rasch den Lockdown.»**

Nur so können wir das Wirtschaftsleben und unsere Existenz retten!

Jetzt muss schnell gehandelt werden:

Doch unser Bundesrat zaudert. Und der Schweizer Wirtschaftsdachverband *economiesuisse* steckt den Kopf in den Sand und drückt sich um klare Aussagen! **Dabei kostet jeder versäumte Tag Gewerbe, Unternehmen und unser Land Hunderte von Millionen Franken und treibt Zehntausende in Arbeitslosigkeit, Pleiten und Armut!**

Helpen Sie mit!
Unterschreiben Sie unsere
Petition **«Stopp Lockdown
jetzt!»** an den Bundesrat auf
svp.ch/stopplckdown

Ohne Wirtschaft geht die Schweiz zugrunde!

Stopp Lockdown jetzt!

Mit einer Spende an Postfinance IBAN-Nr. CH 96 0900 0000 1547 0769 5, lautend auf Schweizerische Volkspartei (SVP), Postfach, 3001 Bern; mit dem Vermerk «Lockdown», unterstützen Sie unsere Kampagne. Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung!

SVP Schweiz, Postfach 8252, 3001 Bern, www.svp.ch



Autokraten an der Macht

Von Katharina Fontana — Wie weit dürfen die autoritären Entscheide des Bundesrates gehen? Wo bleibt die vielbeschworene Verhältnismässigkeit?



Das mildeste Mittel? Bundespräsidentin Sommaruga.

Es scheint, dass die Schweizer Bevölkerung langsam zu ihrem kritischen Geist zurückfindet und die verbreitete Corona-Phobie mehr und mehr einer gewissen Nüchternheit Platz macht.

Mitte März, als die Landesregierung drastische Massnahmen verkündete, den Schulbesuch verbot, Restaurants schloss, die sozialen Kontakte abwürgte, konnte sie auf eine fast geschlossene Unterstützung zählen. Die Bürgerinnen und Bürger stellten sich unter die schützende Hand des Bundesrates und nahmen es hin, dass er und subalterne Funktionäre sie wie Kleinkinder behandelten («Wenn ihr brav seid, sperren wir euch über Ostern nicht ein»).

Auch liberalen Zeitgenossen schien der Kompass vorübergehend abhandengekommen zu sein, Proteste gegen das autoritäre Gebaren waren von ihrer Seite kaum zu hören. Selbst die Jungsozialisten und die Antifa zeigten sich handzahn, ihr Aufbegehren beschränkte sich darauf, Solidarität fürs Verkaufspersonal zu fordern, statt den – für einmal tatsächlich um sich greifenden – Polizeistaat zu attackieren. Wie bereitwillig wir auf unsere Grundrechte verzichten und wie schnell wir die Sicherheit über die Freiheit gestellt haben, ist verstörend.

Dabei war schon bei der Ankündigung der drastischen Corona-Massnahmen ersichtlich, dass der wegen des Auslands unter Nachahmungsdruck stehende Bundesrat weit, sehr weit geht (*Weltwoche* Nr. 12/20). Und es war nicht zu übersehen, dass sein hartes Durchgreifen in einem grotesken Missverhältnis stand zu seiner Unfähigkeit, Atemschutzmasken oder Desinfektionsmittel zu beschaffen, verlässliche Daten zu erheben oder repräsentative Tests durchzuführen. Verdient ein solcher Staat das Vertrauen seiner Bürger?

Notverordnungen und Notverfügungen

Die Corona-Debatte wird nach wie vor von Medizinerinnen und Ökonomen beherrscht. Noch wenig thematisiert wurde die Frage, wie das Ganze rechtlich aussieht und ob der Staat eigentlich tun darf, was er tut. Ist der Bundesrat befugt, die Schweiz zu einem Gutteil stillzulegen und zahllose wirtschaftliche Existenzen zu vernichten? Ist er befugt, die freie Fortbewegung der Bürger massiv einzuschränken und aus Handydaten Bewegungsprofile zu lesen? Und wenn nicht: Kann man ihn dafür zur Verantwortung ziehen? Wie steht es mit der Staatshaftung?

Die Rechtsgrundlage, auf der sich die Landesregierung bewegt, ist auf den ersten Blick pickelhart. Die Corona-Verordnung beruft sich unter anderem auf das Epidemien-gesetz, laut dem der Bundesrat in einer ausserordentlichen Lage «für das ganze Land oder für einzelne Landesteile die notwendigen Massnahmen anordnen» kann. Diese Regelung ist eine Wiederholung dessen, was die Exekutive ohnehin, direkt gestützt auf den Notstandsartikel der Bundesverfassung (Artikel 185 Absatz 3), tun darf: in Eigenregie Notverordnungen und Notverfügungen erlassen, um schweren Störungen der öffentlichen Ordnung entgegenzutreten.

In der Verfassung steht allerdings auch, dass der Staat verhältnismässig handeln muss – dass sein Tun also geeignet, erforderlich und zumutbar sein muss, dass er, anders gesagt, nicht das grösste Geschütz auffahren darf, sondern das mildeste Mittel wählen muss, welches zum Ziel führt. Vom Verfassungsprinzip der Verhältnismässigkeit staatlichen Handelns, das Politiker sonst regelmässig beschwören und das selbstverständlicher Teil des juristischen Alltags ist, war in den letzten Wochen erstaunlicherweise kaum etwas zu

>>> Fortsetzung auf Seite 8

Abgetrocknet



Federica Pellegrini, Gruss aus der Badewanne.

Sie beherrscht auch den Boden unter den Füssen, läuft elegant über den Laufsteg für Armani, im Schuhschrank bunkert sie 500 Paar High Heels. Federica Pellegrini gibt jetzt Interviews neckischerweise aus der Badewanne, denn die Schwimmbassins, ihr Habitat als crawlende Berufssportlerin, sind wegen der Corona-Gefahr gesperrt. Sie wird in diesem Jahr 32, vergleichsweise ein methusalemisches Alter wie Roger Federers 39 im Tennis. Die Olympischen Spiele in Tokio sind bereits um ein Jahr verschoben, die Medaillenchancen schwimmen ihr sozusagen davon. Trotzdem macht sie *bellissima figura* als blonde Raffael-Schönheit, alles Natur, wassergeboren. Ihre Mamma trug sie in den Babyschwimmkurs, wo die Kleinen die Angst vor dem nassen Element verlieren, bevor sie überhaupt Angst kennen.

Federica, die Nixe auf dem Trockenen. Sie hat jedoch nicht nur im Wasser als Olympiasiegerin (einmal, 2008 in Peking) und Weltmeisterin (acht Titel) auf ihrer 200-Meter-Lieb-lingsstrecke, sondern mehr noch als eine Art Prinzessinnenersatz und Liebesgöttin das Belpaese gefesselt. Sie ist ein Star und hat es faust-dick unter der Badekappe. Ihrer Rivalin Laure Manaudou spannte sie ein Jahr vor den Olympischen Spielen 2008 den Freund aus, worauf die Französin in Verzweiflung unterging. Später betrog die Göttliche ihn mit dem besseren Schwimmer Filippo Magnini, bis Magnini in ein Dopingverfahren geriet, was ihren eigenen Ruf gefährdete. Sie liess ihn fallen. Ihre Trainer wechselte sie wie die Badeanzüge, einmal verschliss sie drei in einer Saison, folgte ihnen bis nach Paris und Narbonne und Rom, jetzt lebt sie wieder in Verona, der Stadt von Romeo und Julia, mit einem neuen Guru. Auf Instagram posiert sie herausfordernd selbstironisch mit ihrer französischen Bulldogge, eine dicke Hundepfote im Mund. «Männer haben Angst vor mir», sagt sie, momentan sei sie single. Sie spendete ihre Andenkensammlung für einen Hilfsfonds der Stadt Bergamo, die von Corona besonders stark betroffen ist, und das Leben ist offen. *Peter Hartmann*

hören. Doch die Frage stellt sich durchaus: Hat die Landesregierung beim Kampf gegen das Virus wirklich das mildeste Mittel gewählt? Ist es vernünftig, zum Schutz einer Bevölkerungsminderheit die grosse Mehrheit zu behindern und damit dramatische Folgen für den Wohlstand aller in Kauf zu nehmen? Ist es verhältnismässig, Papeterien zu schliessen und Blumenfelder zu sperren, Kleinläden gegenüber Grossverteilern zu benachteiligen? Lässt sich mit dem legitimen Zweck der Pandemiebekämpfung alles und jedes rechtfertigen, auch rechtsungleiche Behandlung und Willkür?

Hohe Hürden für Staatshaftung

Diese Fragen sind mehr als berechtigt. Die vom Bundesrat verhängte Corona-Notverordnung ist als solche zwar gerichtlich nicht anfechtbar, wohl aber die als Folge davon erlassenen konkreten Verfügungen. Der Gärtnereibesitzer oder der Buchhändler beispielsweise, die ihre Betriebe stilllegen mussten, könnten gegen den Staat klagen und versuchen, ihn wegen unverhältnismässigen Eingriffs in ihre wirtschaftliche Freiheit zur Verantwortung zu ziehen.

Das dürfte nicht einfach sein: Die Gerichte legen bei der Staatshaftung einen strengen Massstab an, indem sie eine eigentliche Amtspflichtverletzung voraussetzen und nicht jedes falsche Verhalten genügen lassen. Dass ein Gericht zum Schluss käme, der Bundesrat sei in der Corona-Krise pflichtwidrig vorgegangen, zumal er unter Zeitdruck und Ungewissheit entscheiden musste und muss, ist deshalb wohl nicht sehr wahrscheinlich.

Dennoch ist zu hoffen, dass die autoritären Entscheide der Exekutive nicht nur epidemiologisch, wirtschaftlich und politisch bewertet, sondern auch juristisch unter die Lupe genommen werden. Es kann nicht sein, dass die Landesregierung im Alleingang über das ganze Land drakonische Massnahmen verhängt und am Ende niemand prüft, ob sie dabei in rechtlich zulässiger Weise gehandelt hat.



Hans-Ulrich Lehmann,
Inhaber «Riverside Hotel»,
Glattfelden

«Die unzweifelhaft gefährliche Seuche Covid-19 hat alles im Griff. Panik und Angst regieren. Politik und Medien sind im Willkürmodus. Unsere oberflächliche Spassgesellschaft braucht statt Unterhaltung wieder Informationen, die ihren Namen verdienen. Die Menschen realisieren, die Dinge dieser Welt sind uns entglitten.»

Politik

Im Rausch der Umfragewerte

Von **Stefan Homburg** — War der Shutdown alternativlos? Um diese Frage zu beantworten, muss man nur bis 23 zählen können.

Der deutsche Shutdown rettet 1,2 Millionen Menschenleben. Diese Behauptung enthält der bisher vertrauliche Masterplan des Bundesinnenministeriums. Er wird in den sozialen Medien tausendfach gespiegelt. Viele hegen Zweifel, bleiben aber wegen der Mehrheitsansicht in Deckung; es besteht ein enormer Konformitätsdruck. Dabei ist es sehr einfach, den Wahrheitsgehalt des Narrativs zu überprüfen.

Um eine rasche Ausbreitung des Coronavirus zu verhindern, hat Deutschland Hygiene- und Abstandsregeln empfohlen und das Instrumentarium des Infektionsschutzgesetzes genutzt, etwa Tests und Quarantänen. Das war gut und richtig. Die hier gestellte Frage lautet indes, ob auch der viel einschneidendere Shutdown alternativlos war.

Um dies zu überprüfen, muss man kein Experte sein, sondern nur bis 23 zählen können. So lange nämlich währt die durchschnittliche Zeitspanne zwischen Infektion und Tod, bestehend aus fünf Tagen Inkubationszeit sowie achtzehn Tagen zwischen dem Auftreten erster Symptome und dem Versterben. Der Shutdown trat am 24. März in Kraft. Seine Wirkungen zeigen sich mithin frühestens 23 Tage später, ab dem 16. April, in den täglichen Sterbezahlen. In den Daten der Johns Hopkins University sind diese aber bereits seit einiger Zeit rückläufig. Die Gesamtzahl der Verstorbenen im Zusammenhang mit Corona wird am Ende deutlich unter dem Wert früherer Influenzawellen liegen, Lichtjahre entfernt von den Szenarien, mit denen der Shutdown begründet wurde. Behauptungen, der Shutdown habe die Sterbefälle schon im März gesenkt, sind offensichtliche Zwecklügen.

Verheerende Nebenwirkungen

Gibt es hierbei Meinungsunterschiede? Im «Epidemiologischen Bulletin 17, Abbildung 4» vom 15. April stellt das RKI fest, die Reproduktionszahl der Corona-Welle sei schon einige Tage vor dem Shutdown unter eins gefallen und seither mit geringen Schwankungen dort verblieben. Das RKI rechnet anders, kommt aber regierungsamtlich zum selben Ergebnis wie dieser Text: Der Shutdown war erstens nicht erforderlich und zweitens wirkungslos. Konventionelle Infektionsschutzmassnahmen, mit denen weltweit und seit Jahrzehnten Pest, Cholera, Typhus und Tollwut in Schach gehalten werden, hätten ausgereicht. Trotzdem haben die politisch Verantwortlichen entschie-

den, den Shutdown zu verlängern und die deutsche Volkswirtschaft vor die Wand zu fahren. Die damit herbeigeführten Opfer, etwa durch Suizid, das Verschieben von Operationen oder drohende Kürzungen im Gesundheitswesen nach der Rezession, spielten keine Rolle. Die Politik ignoriert Hippokrates' berühmte Losung *Primum non nocere* («schade nie»), indem sie Bürgern und Unternehmen eine erwiesenermassen wirkungslose Medizin mit verheerenden Nebenwirkungen aufzwingt.

Auf die Frage, warum die Regierungen so extreme Mittel einsetzen, obwohl Corona dem Verlauf einer Grippewelle ähnele, antwortete der US-Epidemiologe Wittkowski lakonisch: Facebook und Twitter. Damit traf er den Kern des Problems: Ausgezehrt durch Waldsterben, BSE, Schweinegrippe, Klimakatastrophe und Feinstaub, liegen die Nerven in den Filterblasen der sozialen Netzwerke nach Corona endgültig blank. Solange Politiker, die den harten Max geben, hierfür glänzende Umfragewerte erhalten, wird der Shutdown verlängert beziehungsweise wiederholt werden, auch dann, wenn dieselben Politiker die Virusausbreitung zuvor befeuert haben, indem sie den bayerischen Fasching zulassen.

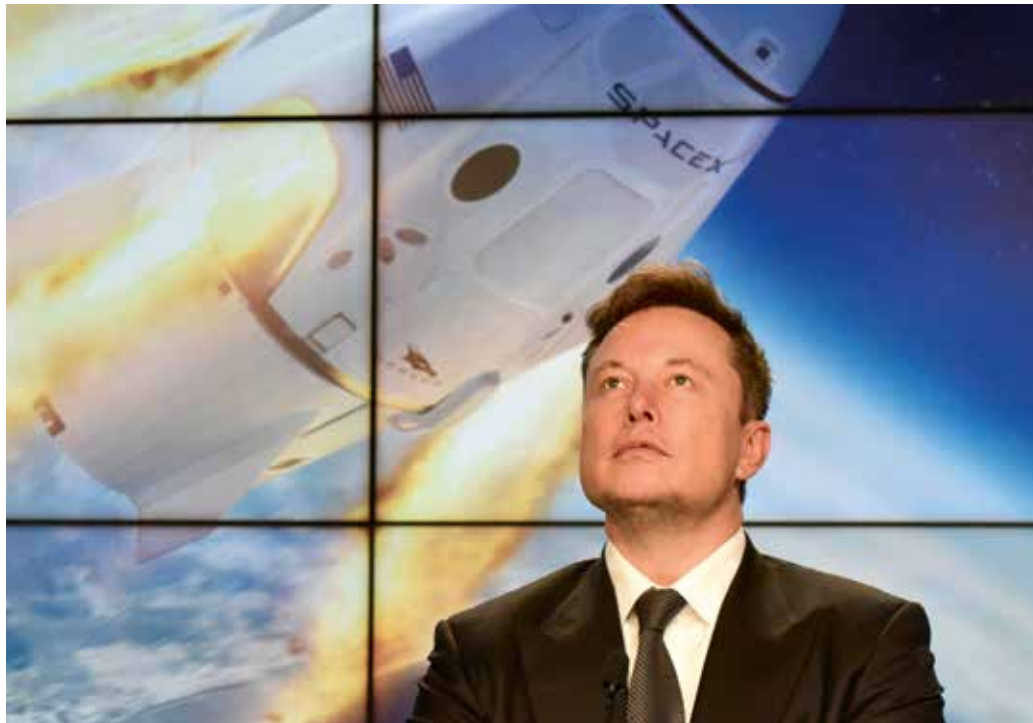
Stefan Homburg ist Professor für öffentliche Finanzen an der Leibniz-Universität, Hannover.



Offensichtliche Zwecklügen.

Musk hebt ab

Von Florian Schwab — Überflieger-Unternehmer Elon Musk straft seine Kritiker Lügen. Einmal mehr. Mit Tesla setzt er Akzente. Auch zum Coronavirus sagt er Inspirierendes.



Boom in der Krise: Tesla-Gründer Musk.

Für die Autoindustrie sind es harte Zeiten. Die Ford-Aktie hat seit Jahresbeginn 46 Prozent verloren, bei General Motors sind es – Stand bei Redaktionsschluss – minus 39 Prozent. Nissan ist um 44 Prozent eingebrochen, Toyota um 14 Prozent. Auch der Blick nach Deutschland ist trüb. Volkswagen hat 24 Prozent an Wert eingebüsst, BMW 32 Prozent. Der Grund: Die Automobilindustrie wird normalerweise besonders empfindlich von Rezessionen getroffen, da die Kunden bei finanzieller Unsicherheit grössere Anschaffungen auf die lange Bank schieben.

Von dem Geschehen unberührt zeigt sich die schon oft totgesagte amerikanische Marke Tesla. Seit dem 1. Januar haben die Papiere des kalifornischen Herstellers um 78 Prozent zugelegt (von 430 auf zuletzt 731 US-Dollar). Einen Taucher zu Beginn der Corona-Wirren Mitte März auf nur noch 330 Dollar hat das Unternehmen seither in einer unvergleichlichen Aufholjagd ausgebügelt.

Unterfüttert wurde der Höhenflug an der Börse durch eine Serie guter Nachrichten. Im ersten Quartal produzierte das Unternehmen trotz zeitweiser Schliessung seiner Werke in Fremont, Kalifornien, und Schanghai über 100 000 Fahrzeuge. Tesla lieferte weltweit von Januar bis März 88 400 Fahrzeuge aus und schlug damit die Erwartungen um gut 10 Prozent.

Eine der besten Nachrichten kam pikanterweise aus dem krisengeschüttelten China: Von Februar auf März stiegen die Neuzulassungen von gut 2000 auf über 11 000 Autos. Kann es sein, dass das Saubere-Mobilität-Versprechen von Tesla gerade angesichts der Naturgewalt des Coronavirus bei den Kunden auf besonders offene Ohren stösst? Dies zumindest glaubt ein Schweizer Unternehmer, mit dem die *Weltwoche* kürzlich im Rahmen eines Interviews auch über Tesla sprach.

Tesla-Gründer Elon Musk steht in der Branche momentan als strahlender Sieger da. Es bewahrheitet sich die Ermahnung eines Unternehmerkollegen aus Paypal-Gründerzeiten, Peter Thiel. Dieser sagte der *Weltwoche* vor knapp zwei Jahren, man dürfe seinen ehe-

Sein langfristiges Ziel besteht in der Kolonialisierung von Mars und Mond.

maligen Compagnon niemals unterschätzen. Dessen wichtigste Fähigkeit bestehe darin, seine Mitarbeiter zu inspirieren und sie zu unglaublichen Leistungen anzuspornen. Seine Vorhaben treibt er mit möglichst kleinen Teams voran und versucht, auch in dem mittlerweile grösser gewordenen Tesla-Konzern

eine Start-up-Philosophie aufrechtzuerhalten. Regelmässig, so ist im Silicon Valley zu hören, befrage er Mitarbeiter, die er zufällig im Lift treffe – wenn ihn die Antworten nicht befriedigten, werde auf der Stelle die Kündigung ausgesprochen. Tesla versteht sich eher als Technologiekonzern denn als Autohersteller.

Nicht nur auf der Strasse überzeugt Elon Musk. Mit seinem zweiten unternehmerischen Riesenvorhaben revolutioniert er die Welt- raumfahrt. Vor vier Jahren gelang es Musks Raumfahrt-Start-up SpaceX erstmals, seine Rakete Falcon 9 in den Weltraum zu schiessen und sie danach wieder auf einer Plattform im Meer landen zu lassen. Die Rückkehr einer Rakete zur Erde war bis dahin ein technologisches Problem, an dem sich sogar die Nasa die Zähne ausgebissen hatte. Für Ende Mai kündigt SpaceX eine Raumfahrtmission mit Nasa-Astronauten im bemannten Raumschiff Dragon an. Und der Chef denkt schon an die nächste Geländekammer. Sein langfristiges Ziel besteht in der Kolonialisierung von Mars und Mond. Auch das eigene Satellitensystem Starlink von SpaceX nimmt mittlerweile konkrete Züge an. Anfang April schoss SpaceX sechzig weitere Satelliten in die Erdumlaufbahn und brachte deren Gesamtzahl damit auf 358. Schon Ende dieses Jahres will Musk über Starlink einen Internetzugang anbieten, der von den Telekommunikationsanbietern unabhängig ist.

«Beatmungssysteme sind nicht schwierig»

Ihr Können stellen die Ingenieure von Tesla und SpaceX auch im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie unter Beweis. Am 19. März kündigte Elon Musk an, dass seine Firmen Spitäler mit Beatmungsgeräten ausstatten würden. Tesla produziere Autos mit fortgeschrittener Belüftung, und SpaceX stelle Raumschiffe mit lebenserhaltenden Systemen her. «Beatmungssysteme sind nicht schwierig.» Vor einer Woche behauptete dann CNN in einem Nachrichtenbeitrag, der Tesla-Chef habe sein Versprechen bislang nicht eingelöst. Musk gab auf Twitter zurück, es wundere ihn, dass es CNN überhaupt noch gebe, und veröffentlichte E-Mails von Spitalern, die sich für die Beatmungsgeräte bedankten. Unklar bleibt allerdings, inwieweit es sich bei den von Musk gelieferten Apparaten um Neuentwicklungen und inwieweit um eingekaufte Geräte handelt.

In der Corona-Krise fällt Elon Musk durch einen mässigen Tonfall auf. Ende März hinterfragte er die Horrorszenarien des Imperial College in London, gemäss denen in Grossbritannien 500 000 Menschen an dem Virus sterben könnten. Und ganz zu Beginn der Krise in den USA, am 6. März, schrieb er auf Twitter: «Die Coronavirus-Panik ist dumm.» Das mag sein. Und doch hat Unternehmergenie Elon Musk wieder einmal das Beste aus einer eigentlich schlechten Lage herausgeholt.

«Nach zehn Wochen liegt das Wachstum bei Null»

Von Pierre Heumann — Egal, ob ein Land einen Shutdown erlässt oder nicht: Überall verlaufe die Corona-Krankheit nach demselben Muster und in derselben Zeit, sagt der Mathematiker und frühere General Isaac Ben-Israel.

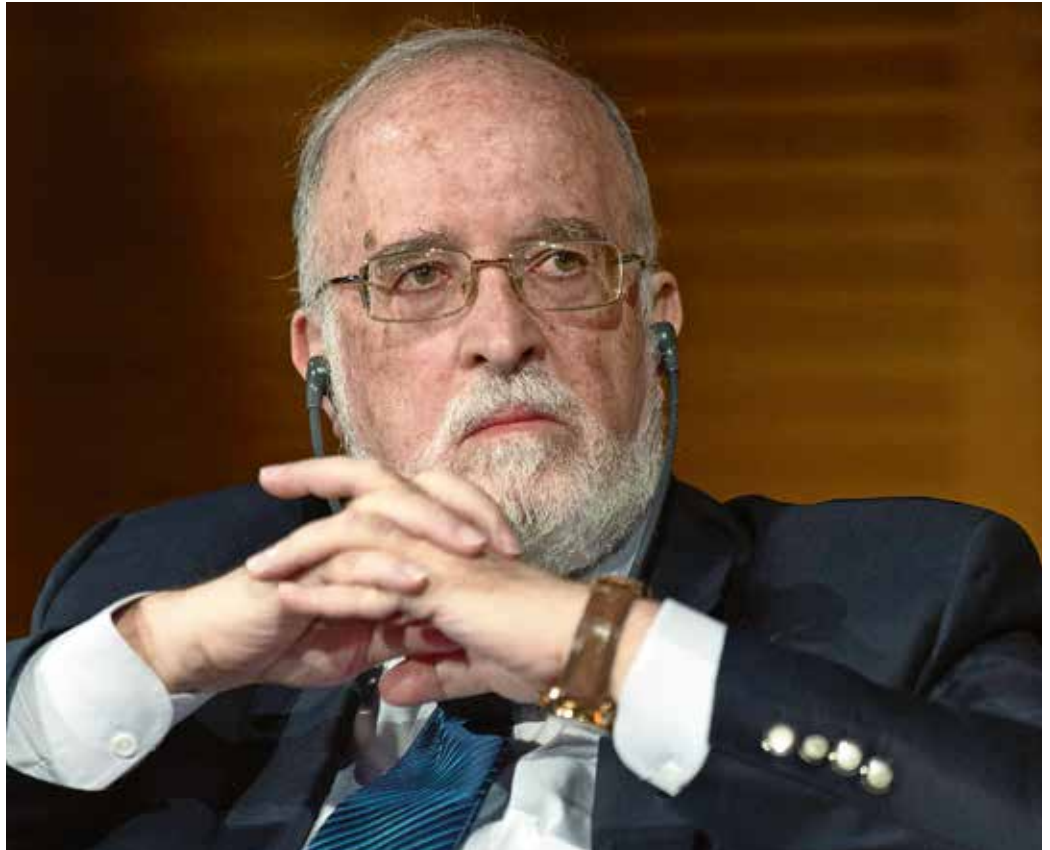
Isaac Ben-Israel hat sich die Corona-Zahlen aus der Schweiz und 23 anderen Ländern genau angeschaut. Der israelische Mathematikprofessor und Ex-General wollte mit Hilfe eines internationalen Vergleichs wissen, ob sich bei den einzelnen Corona-Statistiken ein gemeinsames Muster erkennen lasse, das für Entscheidungen in der Politik relevant sein könnte.

«Das Ergebnis hat mich überrascht», sagt er zu Beginn des Telefongesprächs. Er habe Staaten miteinander verglichen, die mit unterschiedlichen Massnahmen auf Corona reagiert hätten: mit einem schnellen Shutdown (sofortiges Herunterfahren der Wirtschaft), mit einem etwas verzögerten Shutdown (langsames Herunterfahren der Wirtschaft) oder mit einer Politik, die auf Selbstverantwortung der Bürger setzte (weitgehend normale Fortsetzung der Wirtschaft). Dabei habe die Krankheit in allen Ländern trotz deutlich unterschiedlichem Vorgehen einen sehr ähnlichen Verlauf genommen. Er fragte sich: Wie ist das möglich?

Um der Sache auf den Grund zu gehen, beschäftigte sich Ben-Israel in den vergangenen Wochen intensiv mit der Statistik der Virusfälle. Dabei kamen ihm sowohl seine breite akademische Ausbildung als auch seine reiche Palette an praktischer Erfahrung in der Forschung und im Militär zugute. Der 71-Jährige studierte an der Universität Tel Aviv Mathematik, Physik und Philosophie, diente bei der israelischen Luftwaffe, beaufsichtigte die militärische Forschung und leitete das Cyberbüro des Premierministers. Seit fünfzehn Jahren ist er Vorsitzender der Israel Space Agency und seit zehn Jahren Chef des nationalen Forschungsrates seines Landes. Er ist also kein Forscher im Elfenbeinturm, der naiv und weltfremd die Welt betrachtet.

Mehr Schaden als Nutzen

Neben dem in allen Staaten gleich verlaufenden Muster fiel ihm eine weitere Besonderheit auf, als er die Wachstumsrate der neu Erkrankten relativ zu den Kranken studierte. Die Ausbreitung verlaufe während vier bis sechs Wochen exponentiell, erreiche dann die Spitze und zeige nach einer Woche wieder nach unten. Nach zehn Wochen liege das Wachstum «bei praktisch null». Und Ben-Israel fügt hinzu: «Die Zahlenreihen sprechen eine deutliche Sprache.» Sie machen, wenn er mit seinem Befund denn richtig liegt, Hoffnung, dass der Spuk bald vorbei ist.



«In ungefähr zwei Wochen wird die Krankheit fast ganz verschwunden sein»: Denker Ben-Israel.

Für seine Untersuchung stützte sich Ben-Israel auf Corona-Fälle, die in den Wochen vom 4. März bis zum 15. April in den USA, in Grossbritannien, Deutschland, Spanien, Schweden, Israel oder der Schweiz gemeldet wurden – um nur einige der Staaten zu nennen, deren Statistik er untersucht hat. Die wöchentlichen Wachstumszahlen setzte er ins Verhältnis zum jeweiligen Total der Corona-Kranken.

Das Resultat, gemäss dem der Quotient sinkt, nachdem er einen Spitzenwert erreicht hat, hätte er nicht erwartet, sagt der Forscher. «Verblüffend» sei vor allem, dass sich die ähn-

«Vielleicht hat es etwas mit dem Klima zu tun, oder das Virus hat eine beschränkte Lebenszeit.»

lichen Entwicklungen unabhängig vom untersuchten Land und unabhängig von den Massnahmen, mit denen Politiker gegen Sars-CoV-2 vorgehen, erkennen liessen. Daraus folgert Ben-Israel, dass Shutdowns unnötig sind, um die Expansion zu stoppen.

Mehr als das: Mit den hohen ökonomischen und sozialen Kosten, die das Abwürgen der Wirtschaft nach sich zieht, richteten die Massnahmen mehr Schaden an, als dass sie Nutzen stiften würden, meint der Mathematikprofessor. Abstand halten und Gesichtsmasken tragen genügten völlig, um sich vor dem Virus zu schützen, ist Ben-Israel überzeugt. Alle gegen Corona erlassenen Ge- und Verbote bezeichnet er als Folge einer «Massen hysterie».

Mitte April machte Ben-Israel das Ergebnis seiner komparativen Statistik in einem Interview mit der israelischen TV-Station Arutz 12 publik. Auf Israel bezogen, sagte er, dass die Spitze der Ausbreitung «seit einer Woche hinter uns liegt». Und in ungefähr zwei Wochen werde die Krankheit «fast ganz verschwunden» sein, prognostizierte der Mathematiker. Und was für Israel gelte, gelte wegen des vergleichbaren Musters auch für die anderen Staaten, die er untersucht habe.

Seit er seine Resultate veröffentlicht habe, werde er mit E-Mails förmlich bombardiert, sagt Ben-Israel. Von den einen werde er als «Spinner» abgetan, andere würden ihn für seine einleuchtenden Resultate loben. Viele

Königsweg aus der Krise

Von Pierre Heumann — Israel lokalisiert mit Big Data Corona-Brennpunkte und kann so einen landesweiten Lockdown umgehen. Pionierin ist die hochbegabte Kira Radinsky.

Für das kontrollierte Ende einer Ausgangssperre (Lockdown) hat ein israelisches Start-up ein cleveres Instrument entwickelt, das in Israel seit der zweiten Märzwoche angewandt wird. Mit Hilfe von Big Data erkennt es drei bis vier Tage im Voraus, wo sich die gefährlichsten Corona-Hotspots bilden werden. Auf einem Hitzediagramm sehen die Behörden die künftigen Krisenzonen, in denen sich die Covid-19-Krankheit ausbreiten wird, sowie Bevölkerungsgruppen, für die der Virus-Erreger zu einem bestimmten Zeitpunkt besonders gefährlich ist. «Damit erübrigt sich die Ausgangssperre für ein ganzes Land», sagt Kira Radinsky, die Ende 2017 zusammen mit dem Computerguru Yonatan Amir und dem Roboterexperten Moshe Shoham die Firma Diagnostic Robotics gegründet hat.

Wahrung der Anonymität

Die israelische Regierung hatte zu Anfang der Krise auf einen totalen Lockdown gesetzt, was zu enorm hohen ökonomischen Kosten führte: Die Arbeitslosigkeit stieg explosionsartig auf über 25 Prozent, und die Wirtschaft könnte in diesem Jahr um mehr als 6 Prozent schrumpfen.

Kira Radinsky bietet nun ein Instrument an, das die radikale Therapie überflüssig machen soll. Sie füttert leistungsstarke Superrechner mit den Antworten aus Fragebogen, die unter Wahrung der Anonymität täglich an Millionen von Bürgern verschickt werden. So erfährt sie, wo frühe Corona-Symptome wie Kopfschmerzen oder Fieber gehäuft auftreten. Zudem weiss sie dann auch, ob und welche Vorerkrankungen bestehen und in welcher Wohnregion die Befragten wohnen. «Die Auswertung lässt erkennen, wo sich die Krankheit demnächst ausbreiten wird. Und je mehr Daten wir zur Verfügung haben», sagt Radinsky im Gespräch mit der *Weltwoche*, «umso präziser und zielgenauer fallen unsere Prognosen aus. Dann können wir Politikern sagen, in welchen Regionen eine Öffnung möglich ist und in welchen sie nicht angezeigt ist.»

Dass ihr datengestützter Blick in die Zukunft frühzeitige Alarmsignale ermöglicht, konnte Kira Radinsky in den vergangenen Jahren bereits mehrfach belegen. So



Zielgenauer: Programmiererin Radinsky.

sagte sie zum Beispiel den Ausbruch der Cholera-Epidemie von Kuba voraus – den ersten seit 130 Jahren. Zwei Faktoren traten auf, die ihre Algorithmen aus anderen Regionen zuvor als Risiko-Frühindikatoren für eine Cholera-Epidemie erkannt hatten: ein tiefer Lebensstandard und eine Dürreperiode, die zu einer Verknappung des Trinkwassers führte, gefolgt von einem starken Sturm. «Ich konnte für Kuba vor dem Ausbruch der Epidemie ein klares Muster erkennen und wusste: Eine Flut, die ein Jahr nach einer Dürre eintritt, führt oft zu Cholera-Epidemien.» Solche Warnungen, sagt sie, seien sehr wertvoll. «Denn wenn man rechtzeitig handelt und für genügend sauberes Wasser sorgt, kann die Sterblichkeit von 50 auf unter 1 Prozent reduziert werden.»

Schwarzer Karategürtel

Radinsky, die es bis zum schwarzen Karategürtel geschafft hat, entwarf bereits als Kind einen Programmiercode. Die Hochbegabte wurde als Fünfzehnjährige zu Studien am Technion in Haifa zugelassen, vergleichbar mit der ETH. Für ihre Doktorarbeit, die sie summa cum laude abschloss, wertete sie alle Artikel aus, die seit 1851 in der *New York Times* erschienen waren, zudem Tweets und Web-Informationen. Dann kreierte sie einen Algorithmus, der die Beiträge lesen konnte. Im Kampf gegen die Epidemie setzt sie jetzt das Rüstzeug ein, das sie für ihr Doktorat entwickelt hatte.

wollten auch wissen, worauf er die Ergebnisse seiner Untersuchung zurückführe. Doch da muss er passen: «Ich habe keine Erklärung dafür. Vielleicht hat es etwas mit dem Klima zu tun, oder vielleicht hat das Virus eine beschränkte Lebenszeit.» Er könne nur sagen, «dass aufgrund meiner Studien die Zahl der Infektionen auch in Ländern zurückgeht, die im Kampf gegen Corona nicht mit hartem Geschütz das ökonomische und soziale Leben stilllegen».

Ein schnelles Ende des Shutdowns betrachte er deshalb als «ungefährlich». Er habe

Alle gegen Corona erlassenen Ge- und Verbote bezeichnet er als Folge einer «Massenhysterie».

weder Bedenken noch Angst davor. Mehr als das: Harte Massnahmen gegen die Epidemie verurteilt der multidisziplinäre Forscher als groben Fehler, weil sie ohne triftigen Grund und basierend auf einem falschen Modell einen hohen Preis forderten – hohe Arbeitslosigkeit und Konkurse.

Italiens Grippewelle von 2017

Und doch, werfen wir ein, die makabren Bilder aus Italien – die Säрге mit Corona-Toten in Bergamo zum Beispiel – sowie Clips aus Spanien, Belgien oder New York würden nicht zu seiner These passen, nach der man dem Virus keine Schranken setzen müsse, weil es nach ein paar Wochen unschädlich sei und verschwinde. Isaac Ben-Israel lässt den Einwand nicht gelten. Überall dort, wo die Corona-Mortalität hoch sei, sei das Gesundheitssystem schwach und überlastet.

Das habe sich in Italien schon bei der «normalen» Grippewelle von 2017 beobachten lassen. Damals brach das italienische Gesundheitssystem zusammen, weil es unterdotiert war und zu wenig Reserven hatte. Das Gleiche gelte heute auch für andere Länder, denen Corona besonders arg zusetze. Die Krankheit sei zwar fies und böse – aber nicht so fies und böse, wie man anfänglich befürchtet hatte.



Christian Keller, Inhaber mountainbikereisen.ch, Bad Ragaz

«Ich hatte auf ein mutiges Signal des Bundesrats gehofft und wurde leider enttäuscht.

Der Weg zur Normalisierung wird verlängert und eine plausible Erklärung dafür fehlt. In der Tourismusbranche herrscht weiterhin Unklarheit. Eine Planung ist unmöglich. Langsam macht sich Frust breit.»

Personenkontrolle

Sommaruga, Thurnherr, Nordmann, Lauber, Al-Barafi, Furrer, Kurz, von der Leyen, Branson

Simonetta Sommaruga, Optimistin, konnte vergangene Woche allen Schweizerinnen und Schweizern eine freudige Nachricht überbringen. In Zukunft würden die Fernsehgebühren pro Jahr um 30 Franken auf 335 Franken sinken. Das verkündete die Bundespräsidentin ganz nebenbei anlässlich der Pressekonferenz, an der es um eine zaghafte Lockerung der Massnahmen zur Eindämmung des Coronavirus ging. Die Botschaft der SP-Bundesrätin kann man auch so verstehen: Aufgrund der vom Bundesrat beschlossenen Lahmlegung der halben Wirtschaft haben viele ihren Job verloren. Im Gegenzug können sie in Zukunft etwas billiger fernsehen. Was für eine Perspektive! (*hmo*)

Walter Thurnherr, Organisationstalent, gibt sich gerne als eine Art «Mister Digital» der Bundesverwaltung. Auch wenn es um die Einführung von E-Voting geht, also der elektronischen Stimmabgabe, ist der CVP-Mann zentrale Anlaufstelle. Nun kommen aber leise Zweifel auf, wie es um Thurnherrs digitales Musikgehör tatsächlich bestellt ist. Ursache ist ein kleines Missgeschick, das sich am Sonntag, dem 15. März, ereignete, am Tag bevor der Bundesrat die ausserordentliche Lage ausrief. Dem Vernehmen nach hätte der Bundeskanzler eine bundesrätliche Videokonferenz auf die Beine stellen sollen. Was in jedem anderen Betrieb seit Wochen problemlos funktioniert, gelang der Bundeskanzlei aber nicht. Worauf alle sieben Bundesräte extra in Bern aufmarschieren mussten, um sich in einer ausserordentlichen Sitzung auszutauschen. (*hmo*)

Roger Nordmann, Solar-Opportunist, versucht aus der Coronavirus-Krise politisches Kapital zu schlagen. Der SP-Fraktionschef hat in der Umweltkommission (Urek) des Nationalrats den Antrag gestellt, die Förderung alternativer Energien in ein allfälliges Konjunkturprogramm zur Bewältigung der Wirtschaftskrise aufzunehmen. Die linksgrüne Mehrheit der Urek hat auch prompt beschlossen, das entsprechende Begehren an den Bundesrat zu richten. Ein kleines Detail fällt auf: Musste bisher der Klimawandel als Argument für den massiven Ausbau von Sonnenenergie et cetera herhalten, läuft der gegenwärtige Antrag unter dem Titel «Auswirkungen der aktuellen Krisensituation auf die Stromversorgungssicherheit». Merke: Ob es gegen Viren oder gegen CO₂ geht: Am Ende



Aprilscherz: Unternehmer Branson.



Grosszügig mit sich selbst: Bundesanwalt Lauber.



Verstehen Sie digital? Bundeskanzler Thurnherr.



Lebenswerk: Hotelier Furrer.



Viren statt CO₂: Fraktionschef Nordmann.

findet Nordmann immer einen Dreh, wie man noch mehr Subventionen abholen kann. (*hmo*)

Michael Lauber, Sesselkleber, ist mit sich und seiner Amtsführung zufrieden. Das geht aus dem Tätigkeitsbericht 2019 hervor, den der Bundesanwalt dieser Tage publiziert hat. Lauber, der letztes Jahr wegen seiner aufgeflogenen undurchsichtigen Geheimtreffen im Fifa-Strafverfahren vom Parlament nur knapp wiedergewählt wurde und der von der Aufsichtsbehörde vernichtende Kritik einstecken musste, kann laut dem Tätigkeitsbericht auf ein Jahr voller Herausforderungen und Meilensteine zurückblicken. Über Pleiten, Pech und Pannen geht der oberste Strafverfolger dagegen grosszügig hinweg. «Dazu zählt etwa, dass das spektakuläre Strafverfahren rund um die Fussball-WM 2006 in Deutschland, das Laubers Amt seit Jahren beschäftigt und Unmengen an Ressourcen verbraucht hat, nächste Woche still und leise verjähren wird.» (*fon*)

Mascia Gregori Al-Barafi, Hausdrachen, soll in die Wüste geschickt werden. Die langjähri-

ge Generalsekretärin des Bundesstrafgerichts in Bellinzona hat den Bogen überspannt und ist nicht mehr tragbar. Zu diesem Schluss kommt das Bundesgericht, dessen Verwaltungskommission – alarmiert durch Medienberichte über Sexismus, Spesenreiterei und amouröse Affären am Bundesstrafgericht – die Vorgänge untersucht hat. Laut dem diese Woche publizierten Aufsichtsbericht geht es in Bellinzona zwar nicht wie in Sodom und Gomorrha zu und her; derzeit gibt es nur eine einzige Liebesbeziehung, in die ein Richter involviert ist. Verschiedene Punkte werden im



Georges Kern, CEO und Miteigentümer Breitling, Grenchen

«Andere Länder in Asien wie Korea und Taiwan leben es mit Erfolg vor: Vorsicht um die Gesundheit steht nicht im Gegensatz zur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Öffnung.»

Aufsichtsbericht allerdings durchaus als verbesserungswürdig betrachtet, so namentlich die Höflichkeit und der Umgangston unter den Mitarbeitern. Das trifft in besonderem Mass auf die temperamentvolle Generalsekretärin zu, die mit ihrer rabiaten Art nicht nur Richter und Gerichtsschreiber in Angst und Schrecken versetzt, sondern auch Journalisten gerne mit Verbalinjurien eindeckt. (fon)

Art Furrer, Pisten-Cowboy a. D., gründete 1973 auf der Riederalp sein Hotelimperium – und machte aus einer Kuhweide ein Touristenparadies und durch die Auftritte in diversen Fernsehshows einen Hotspot der Unterhaltungsbranche. Vor einigen Jahren vererbte der Oberwalliser das Imperium an seine Söhne Andreas, 53, und Alexander, 48. Die hatten aber kein Interesse am väterlichen Lebenswerk und schrieben es zum Verkauf aus. Tranchenweise ging der Betrieb an neue Eigentümer. Nun ist endgültig Schluss. In einer digitalen Brandrede rechnete Andreas Furrer auf Facebook praktisch mit der ganzen Talschaft ab: «Die Art-Furrer-Hotels haben ihre Pforten geschlossen, das Unternehmen ist von der <stürmischen See> in den vorerst sicheren Hafen geführt worden, und ich als Kapitän werde nun anderes, Interessanteres und hoffentlich <Nützlicheres> machen, als Alleinunterhalter zu spielen auf einer rückwärtsorientierten Schafalp!» Art Furrer derweil sitzt in auferlegter Quarantäne und zeigt sich erstaunt über diese Worte: «Ich sass gestern noch mit Andreas zusammen, aber von der Schliessung hat er mir nichts gesagt.» (tre)

Sebastian Kurz, Tourismusdirektor, öffnet ausländischen Sommerfrischlern einen Spaltbreit die Tür. Wenn ein Land die Corona-Pandemie im Griff habe, könnten dessen Bürger Urlaub in der Alpenrepublik machen, versprach er in einem Interview mit dem US-Sender CNN. Bleibt abzuwarten, ob das Angebot angenommen wird. Schliesslich hatten Skitouristen das Virus aus dem Tiroler Ferienort Ischgl in halb Europa verbreitet. Urlaubshoffnung macht auch EU-Chefin Ursula von der Leyen, die zunächst von Ferienplänen im Sommer abgeraten hatte. Nun sieht sie Reisemöglichkeiten – dank nicht näher erörterter «smarter Lösungen». Vermutlich meint sie Sicherheitsabstände im Meer und Masken zum Bikini. (ky)

Richard Branson, Retro-Unternehmer, lässt einen Aprilscherz wahr werden. Da seine in der Luftfahrt und im Tourismus tätige britische Virgin Group von der Corona-Pandemie stark betroffen ist, fordert Branson einen staatlichen Kredit in Höhe von 500 Millionen Pfund. Als Sicherheit bot er nun unter anderem Necker Island an, seine Privatinsel in der Karibik. Genau dies hatte der Polit-Blog «Guido Fawkes» bereits vor drei Wochen vermeldet – als Aprilscherz. (ky)

Nachruf



Ihm fehlte jeder Dünkel: Patrizier Ulrich.

Conrad Ulrich (1926 –2020) — Er war ein intensiver Leser der *Weltwoche*, meist zustimmend, zuweilen kritisch, etwa, als 2019 Angela Merkels Enthusiasmus für Richard Wagner gerügt wurde. Dagegen argumentierte Conrad Ulrich so einleuchtend, dass umgehend ein zweiter Artikel erschien («Lasst der Merkel ihren Wagner»). Als wacher Staatsbürger mit liberalkonservativer Grundhaltung und zahlreichen Zürcher Bürgermeistern unter den Vorfahren, interessierte ihn die Res publica, wengleich es ihn nie in die aktive Politik gezogen hat. Dafür lebte der promovierte Jurist und Vertreter des Altzürcher Patriziats bis 1978 ganz für den Verlag Berichthaus, der das Zürcher *Tagblatt* herausgab. Nach dem von ihm bedauerten Verkauf konnte er sich umso intensiver der Geschichte widmen. Hatte Ulrich schon 1970 das zweibändige Standardwerk «Handbuch der Schweizer Geschichte» betreut, folgte 1983 der Band «Zürich im 18. Jahrhundert». Auch für die dreibändige Kantonsgeschichte beschrieb er dieses von ihm bevorzugte Zeitalter.

Als Opus magnum verfasste er noch im hohen Alter eine prächtige zweibändige Geschichte seiner Familie, wobei er die glanzvollen Zweige nicht weniger liebevoll würdigte als die gescheiterten Existenzen. Im Zürcher Gesellschaftsleben spielte Ulrich als Zunftmeister zur Meisen, Obmann der «Schildner zum Schneggen» oder Oberherr der Bogenschützen eine herausragende Rolle. Die Zentralbibliothek ernannte ihn zum Ehrengast. Über Jahrzehnte wirkte Conrad Ulrich in der Redaktionskommission des «Zürcher Taschenbuchs», die im Auftrag des Staatsarchivs jährlich eine Aufsatzsammlung herausgibt. Dem *honnête homme* fehlte jeder Dünkel, er war von vollendeter Liebeshwürdigkeit und hintergründigem Schalk. Als die Stadtzürcher an der Urne den Lohn der Stadträte auf 220 000 Franken limitierten, befand Ulrich streng: «Das ist natürlich ein Witz.» Um lächelnd anzufügen: «Aber ein guter Witz.» *Christoph Mörgeli*



Erfinder des Cool Jazz: Jazzmusiker Konitz.

Lee Konitz (1927–2020) — Vergangenen Mittwoch verstarb in New York mit Lee Konitz einer der letzten Meister aus dem goldenen Zeitalter des Jazz an den Folgen von Covid-19. Aufgewachsen in den Nachkriegsjahren, als Bebop *the new thing* einer jungen Generation von Vaternördern war, war Konitz das Gegenprogramm zu dessen heissem Charismatiker Charlie Parker. Auf seine Weise nicht weniger konsequent, wurde er im Umfeld von Miles Davis und Gil Evans («Capitol Orchestra»), vor allem aber im Kreis um den Piano-Guru Lennie Tristano mit seinem introvertierten, «weissen» Altsaxofon-Sound zu einem der Erfinder des «Cool Jazz». Das Klischee verkannte, dass er Parker auf seine Weise fortsetzte. Charles Mingus, der explosive afroamerikanische Bassist und Bandleader, sagte es so: «Es ist mir egal, wenn Konitz Charlie Parker rückwärts spielt. Ich mag es.»

Ein grosser Melodiker in langgezogenen, oft einsturzgefährdeten Improvisationslinien, war er auf eigenständige Weise ein sanfter Radikaler. Ausgehend oft von Standards aus dem «Songbook», war Konitz ein fundamentaler Improvisator, der keine Gewissheiten vorführte, sondern, von einem Provisorium ins nächste stolpernd, die ständige Suche nach der immer neuen Möglichkeit. Darin, in diesem brüchigen Gestus der immer weiter fortgeschriebenen Vorläufigkeit, einem radikal prozessualen Verständnis von Musik, lag ein Moment von Unendlichkeit, auch von Melancholie. Die Unmöglichkeit, an ein Ziel zu gelangen. «Ich habe das Gefühl», sagte er einmal, «ich könnte die gleichen Songs wieder und wieder spielen, und immer noch neue Variationen erfinden.» Dementsprechend ist die Anzahl seiner Tonträger riesig, zumal mit europäischen Partnern aus den späten Jahren. Es ging ihm nie um das geplante Meisterwerk, sondern um Improvisation als riskanten Vorgang, um die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Spielen. Das macht seine fragile Musik so offen und zeitlos. *Peter Rüedi*

Der ungläubige Papst

Von Peter Keller — Gottesdienste und Krankenbesuche untersagt, Taufen, Firmungen und Hochzeiten werden verschoben. Die katholische Kirche unter Franziskus verleugnet ihre Prinzipien. Social Distancing ist der maximale Gegensatz zum christlichen Gebot der Nächstenliebe.

Ab Ende April lockert der Bundesrat schrittweise sein Corona-Regime – und er definiert nebenbei, was für eine Gesellschaft «systemrelevant» ist und worauf in den nächsten Wochen offenbar weiterhin gut verzichtet werden kann. Die Entscheide der Regierung lassen sich in einem symbolhaften Satz zusammenfassen: Coiffeure und Tattoo-Studios dürfen öffnen, die Kirchen bleiben zu.

Man möchte dem Bundesrat gar keine tieferen Absichten unterstellen, als er am 16. April diese neue Verordnung mit den gelockerten Massnahmen präsentierte. Und selbstverständlich freut man sich mit den Kosmetikstudios und Baumärkten, die wieder ihre Dienstleistungen anbieten dürfen, während «Erotikbetriebe», wie es in der Medienmitteilung heisst, geschlossen bleiben müssen – wie auch die Gotteshäuser.

Viel aufschlussreicher als die Begründungen des Bundesrates sind die Reaktionen der Überangenen. Casimir Platzer, der Präsident von Gastrosuisse, ist denn auch «zutiefst enttäuscht und verärgert», dass für die Restaurants nicht einmal ein zeitlicher Fahrplan zur Wiedereröffnung kommuniziert wurde, obwohl sein Verband ein Konzept vorgelegt habe, wie die Betriebe auch unter Einhaltung strenger Schutzmassnahmen wieder arbeiten könnten.

«Hausbesuche sind zu unterlassen»

Der Branchenverband der Gastronomen veröffentlichte noch am Tag der Medienkonferenz des Bundesrates seine eigene, kritische Stellungnahme. Und die Kirchen? Die

Der Staat befiehlt, die Kirche zieht nach, der Gläubige hat beiden zu gehorchen.

Bischofskonferenz ist sozusagen der Branchenverband der Schweizer Katholiken. Auf deren Website sucht man vergeblich nach einer offiziellen Medienmitteilung zur bundesrätlichen Exit-Strategie, die keine Zulassung von Gottesdiensten vorsieht. Dafür findet sich eine Weisung «für alternative Sammelmethode im Kontext der Coronavirus-Krise», wie also trotz Ausfall der Messe die Kollekten eingezogen werden können: Man möge doch im Pfarrblatt und auf Internetseiten die entsprechenden Bankverbindungen publizieren.



Was seid ihr so furchtsam? Papst Franziskus.

Ansonsten gelten weiterhin die Empfehlungen der Schweizer Bischofskonferenz vom 27. März. Punkt eins: «Die Anordnungen von Bund und Kantonen sind strikte zu befolgen. Ebenso die diözesanen Vorschriften.» Damit ist auch die Rangfolge geklärt: Der Staat befiehlt, die Kirche zieht nach, der Gläubige hat beiden zu gehorchen. Die bischöflichen Empfehlungen kommen einer fundamentalen Selbstverstümmelung des kirchlichen Lebens gleich: Öffentliche Gottesdienste und religiöse Versammlungen werden untersagt, auch sämtliche Veranstaltungen der Pfarreien. «Die Weihwasserbecken sind zu leeren. Die Abgabe von Weihwasser ist untersagt.» Bestattungen dürfen nur im «engsten Familienkreis» stattfinden. «Hausbesuche (mit oder ohne Kommunion) sind zu unterlassen.»

Auch die Sakramente sind ausser Kraft gesetzt: Taufen, Erstkommunionfeiern, Firmungen, Beichten, Hochzeiten werden auf Anordnung der Schweizer Bischöfe verschoben. Der Begriff Sakrament leitet sich vom lateinischen *sacer*, «heilig, unverletzlich», ab

Das Leben des Heiligen von Assisi (1182–1226) war in der Tat das Gegenteil von Social Distancing.

und steht für die «innigste Vereinigung mit Gott». Diese ist bis auf weiteres nicht vorgesehen – mit dem Segen der Kirche. Die Weisungen des Bundesamtes für Gesundheit gehen dem «Heiligen, Unverletzlichen» vor.

Franz von Assisi umarmte Leprakranke

Die Schweizer Bischofskonferenz agiert allerdings nicht im luftleeren Raum. Die katholische Kirche braucht keine Notverordnung, um von oben nach unten verbindliche Richtlinien festzulegen – auch in der Corona-Krise gibt der Papst vor, was zu tun und was zu lassen ist. Rein rechtlich gesehen, ist der Vatikan ein souveräner Kleinstaat, gleichwohl hat sein Oberhaupt die drastischen Vorgaben der italienischen Regierung im Kampf gegen die Pandemie umgehend übernommen. Am Ostersonntag zelebrierte Franziskus die Messe mit wenigen Vertrauten im Petersdom: Wohl zum ersten Mal in der Geschichte feiert ein Papst das Fest der Auferstehung Jesu Christi ohne die direkte Anwesenheit von Gläubigen. Nicht einmal die Pest oder der Zweite Weltkrieg hatten dies geschafft.

Und doch sorgte Franziskus für weltweit wirksame Bilder und Momente, als er etwa alleine durch das fast menschenleere Rom pilgerte und dann in der Kirche San Marcello al Corso vor einem 600-jährigen Pestkreuz für das Ende der Pandemie betete. Zwei Wochen später predigte er im strömenden Regen auf dem abgesperrten Petersplatz. Als Ausgangspunkt wählte der Papst das Gleichnis von der Bezäh-



Christine Kohli,
CEO fruitcake.ch, Worb

«Statt auf rasche Normalisierung dank geeigneter Massnahmen (Masken, Listeneintragung, Rückverfolgung) zu setzen, verfolgen die Behörden einen widersprüchlichen, Lockerungsplan. Leidtragende sind kleinere Betriebe, Lädeli und Beizen.»

mung des Sturms (Markus 4, 35): Jesus überquerte mit seinen Jüngern einen See, als sich plötzlich ein «grosser Windwirbel» erhob. Die verängstigten Begleiter wecken den schlafenden Jesus, und dieser bündigt mit wenigen Worten den Sturm. Darauf wendet er sich seinen Jüngern zu und tadelt: «Was seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben?» Die Kirche als schaukelndes Schiffchen im aufgewühlten Corona-Meer – und tatsächlich kann man sich fragen, wie furchtsam ein Papst ist, der sich willfährig den weltlichen Vorgaben beugt, die Gläubigen nicht mehr um sich versammelt, die Sakramente aussetzt, die christliche Nächstenliebe dem Social Distancing opfert?

Und wie steht es um den Glauben und das Glaubenszeugnis des höchsten Katholiken? Der italienische Philosoph Giorgio Agamben hat diese Frage kürzlich in einem Essay (NZZ, 15. April 2020) vernichtend beantwortet: Die Kirche habe in der Corona-Krise ihre wesentlichen Prinzipien radikal verleugnet. Statt über die Würde des Menschen zu wachen, habe sie sich zur Magd der Wissenschaft gemacht: «Die Kirche unter einem Papst, der sich Franziskus nennt, hat vergessen, dass Franziskus die Leprakranken umarmte.» Das Leben des Heiligen von Assisi (1182–1226) war in der Tat das Gegenteil von Social Distancing. Er küsste «andächtig», wie es in der «Legenda aurea» heisst, die Hände der Aussätzigen.

Heimliche Gottesdienste

Mit Jorge Bergoglio wurde der erste Jesuit zum Papst gewählt, und seine Namenswahl sorgte für Aufsehen: dass sich ein Vertreter dieses machtbewussten, intellektuellen Ordens ausgerechnet nach dem impulsiven Franziskus benennt – zumal dessen Bettelorden so wenig gemeinsam hat mit der eher noblen Gesellschaft Jesu. Dann war es ein früherer Franziskanerpater, der spätere Papst Clemens XIV., der 1773 den Jesuitenorden auf politischen Druck verschiedener Königshäuser verbot. Und nochmals stellen sich Zweifel ein, ob die Namenswahl Bergoglios wirklich mehr als eine hübsche Pointe war, die listige Rache eines Jesuiten an den Franziskanern.

Die Kirche habe vergessen, schreibt Giorgio Agamben, dass eines der Werke der Barmherzigkeit darin bestehe, die Kranken zu besu-

chen. Stattdessen mussten die meisten Coronapatienten in Italien einsam sterben, weil den Angehörigen der Zugang zu den Spitälern verwehrt wurde, nicht einmal ordentliche Begräbnisse waren möglich. Und die Kirche des Papstes, der sich Franziskus nennt, schweigt und zieht sich zurück, um sich ja nicht selber zu infizieren – und übergeht damit exakt in diesen Ostertagen die zentrale Heilsbotschaft: Der Tod am Kreuz geht der Auferstehung voraus. Der wahre Franziskus scheute die Kranken nicht, weil er sein Leben nicht über das des Nächsten stellte und von der ewigen Dimension nach dem Tod überzeugt war.

Die Kirche habe vergessen, «dass die Martyrien die Bereitschaft lehren, eher das Leben als den Glauben zu opfern». Jetzt gerade werden die Sakramente, die unmittelbare Seelsorge, der Glaube dem Erhalt des – eigenen – Lebens geopfert. Die frühe Kirche hatte noch die Kraft zum Glaubenszeugnis, die Bereitschaft bis zum Äussersten zu gehen.

Da wäre zum Beispiel der heiliggesprochene Papst Pontian (230–235), der während der Christenverfolgung in einem Bergwerk Sardinien als Märtyrer elendiglich zugrunde ging, aber nicht von seinem Glauben abschwor. Seine Gebeine kamen unter Papst Fabian (236–250) nach Rom und wurden in der Calixtus-katakomben beigesetzt. Diese rund um die Stadt angelegten, weitverzweigten, unterirdischen Begräbnisstätten dienten den Gläubigen auch als Zuflucht. Daran erinnerte Franziskus, als er im vergangenen November die Allerseelenmesse in einer dieser Katakomben beging: «Wir müssen hier an das Leben dieser Menschen denken, die sich verstecken mussten» – und tief unter der Erde ihre Toten bestatteten und die Eucharistie feierten.

Dieser hässliche Moment der Geschichte sei aber keineswegs überwunden, so Franziskus, noch heute gebe es viele Katakomben «in anderen Ländern», wo die Christen sogar so tun müssten, als ob sie ein Fest oder einen Geburtstag feierten, «um die Messe feiern zu können, weil es an diesem Ort verboten ist». Damals, vor wenigen Monaten, meinte der Papst Länder wie Nordkorea oder Saudi-Arabien. Heute müssten sich Priester und Gläubige selbst in Italien, aber auch in der Schweiz heimlich zum Gottesdienst treffen – und sie würden dabei sogar gegen die Weisungen ihres eigenen Kirchenoberhauptes verstossen.

Social Distancing nennt sich das allseits beklatschte Gebot der Stunde – und es steht im maximalen Gegensatz zum evangelischen Gebot der Nächstenliebe. Oder wie es Giorgio Agamben im Umkehrschluss formuliert: «... auf den eigenen Nächsten zu verzichten, bedeutet, auf den Glauben zu verzichten». Der furchtsame Papst, der sich Franziskus nennt, lebt diesen Verzicht vor. Wenn er nicht das nötige Gottvertrauen für das Amt aufbringt, sollte er den Stuhl Petri räumen.

Schweizer Soldaten am Hindukusch

Von Christoph Mörgeli

Hinter Seuchen-Schlagzeilen gut versteckt, haben zwei Departemente einen vertraulichen Antrag an den Gesamtbundesrat eingereicht. Viola Amherds Verteidigungsdepartement und Ignazio Cassis' Aussendepartement wollen zehn Angehörige der Schweizer Armee nach Afghanistan schicken. Um sechs Schweizer Entwicklungshelfer zu schützen. Dies enthüllte Beni Gafner, der einzige Journalist des *Tages-Anzeigers*, der etwas vom Militär versteht.

«Elite-Soldaten» sollen es sein, die zum Schutz der Entwicklungshelfer nach Kabul geschickt werden. Zieht man den Chef ab, sind es noch neun, wobei jeweils drei ruhen und drei die Reserve bilden. Im Einsatz verbleiben also drei Schweizer Wehrmänner für die sechs Entwicklungshelfer. Da stellt sich die Frage, wer eigentlich wen beschützt. Und zwar am gefährlichsten Ort der Welt. Mitten auf einem Pulverfass, dem in den letzten zweihundert Jahren weder die Briten noch die Russen, noch die Amerikaner je beigekommen sind. Sogar ein Trump kuschelt am Hindukusch vor den Taliban. Und holt diesen Sommer nach verlorenen zwanzig Jahren den letzten US-Soldaten nach Hause.

26000 Russen wurden seit 1979 in Afghanistan getötet. 3470 Mann haben die westlichen Koalitionstruppen seit 2001 im Afghanistankrieg verloren. 54 Bundeswehrosoldaten kamen im Leichensack zurück. Die Kosten des dortigen Einsatzes betragen allein für die USA 100 Milliarden Dollar – pro Jahr. Denn die Mullahs und ihre Verbündeten verteidigen sich und ihr Land ohne Rücksicht auf Verluste. «In der eigenen Gasse sind Hunde Löwen», lautet ein afghanisches Sprichwort.

Dieser Auslandseinsatz bewaffneter Schweizer Armeeangehöriger ist ein verhängnisvoller Fehler. Der Bundesrat glaubt, er könne die SVP stillhalten mit dem faulen Argument, es gehe um die Sicherstellung der Rückführung abgewiesener Asylbewerber. Dies zu glauben, hiesse, afghanische Berge zu versetzen. «Wenn der Grundstein schief liegt, kann die Mauer nicht gerade stehen», sagen die Afghanen. Wetten, dass unsere Berufspolitiker die zehn Berufssoldaten mehr als zehn Mal besuchen? Die SVP muss diesen neutralitätswidrigen, brandgefährlichen Unsinn stoppen. Notfalls in einer «unheiligen Koalition» mit den Linken. Heilig oder unheilig, das afghanische Sprichwort sagt es ganz richtig: «Soldaten sind Männer, welche die Fehler der Politiker mit ihrem Leben bezahlen.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Im Oktober alle zwangsimpfen?

Von Peter Bodenmann — Weltweit arbeiten mehr als 70 Institute und Labore an der Entwicklung eines Impfstoffes.



Der Berner Immunologe Martin Bachmann will im Oktober alle Schweizer erfolgreich durchimpfen.

Negativum 1 — Unsere Politiker verwechseln, wie die «Arena» aufzeigte, Beiz mit Wirtschaft. Und umgekehrt. Wer pro Gast doppelt so viel Platz braucht, wer das Bier mit Maske servieren muss, wer den Gast nach neunzig Minuten verscheuchen soll, schreibt rote Zahlen. Oder beutet sich selber aus.

Positivum 1 — Bürgen ist würgen. Die Banken müssen wegen der Liquiditätsspritzen ihre Kunden nicht betreiben. Sie können das Geld einfach in Bern abholen. Kein Bundesrat wird Zehntausende von kleinen und mittleren Unternehmen betreiben. Die Fed, die amerikanische Nationalbank, kauft bereits Junk-Bonds von kleinen und mittleren Unternehmen ab. Das Gleiche wird die Schweizer Nationalbank machen.

Positivum 2 — In Haushalten, die vom Virus befallen werden, scheinen jene immun zu sein, die diesen Winter bereits hustend eine Erkältung durchlitten haben. Vielleicht.

Positivum 3 — Der Berner Immunologe Martin Bachmann und sein Team wollen bis Ende September 2020 zehn Millionen Impfstoffdosen produziert haben, damit die Schweiz ihre Bewohnerinnen und Bewohner bereits im Oktober impfen kann. Die Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer ist für einen Impfwang. Nicht wenige sind dagegen. Impfverweigerung ist eine Religion, deren Anhänger unbelehrbar sind.

Ein erster Vorschlag zur Güte: Wer älter als 65 Jahre ist, soll sich impfen lassen müssen. Denn wir Alten belegen, wenn es zu einer zweiten oder dritten Welle kommt, die teuren Spitalbetten. Wer von uns sich weigert, bezahlt 2021 doppelt so hohe Bundessteuern. Die Zahl der reichen Spritzenverweigerer wäre verschwindend klein. Alle andern sind, da ängstlich, vernünftig.

Personal in Spitälern und Altersheimen: Nur eine Minderheit der Pflegenden in Spitälern und Altersheimen lassen sich gegen Grippe impfen. Leider. Umgekehrt trug und trägt das Pflegepersonal die Hauptlast der mehr als stressigen Corona-Krise. Diejenigen unter ihnen, die sich impfen lassen, bekommen eine Lohnerhöhung von 500 Franken pro Monat. Dauerhaft. Zucker bringt mehr als Zwang, und Belohnung fördert Einsicht.

Digitaler Corona-Pass: Professor Reiner Eichenberger wäre bereit, sich durchseuchen zu lassen, wenn er im Gegenzug einen roten Corona-Pass bekäme. Durchseuchen geht nicht. Und Pass war gestern, App ist heute. Wer sich impfen lässt, bekommt eine App, mit der der oder die Geimpfte ungehindert Restaurants, Bars und Massagesalons benutzen darf – und im Gegensatz zu den Impfverweigerern ohne Maske SBB und Geschäfte nutzen kann.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Millionen für die NZZ

Von Kurt W. Zimmermann — Die journalistische Corona-Bilanz: Gewinner ist die NZZ, Verlierer ist der *Tages-Anzeiger*.

Ein Monat ist es her, seit der Bundesrat den Lockdown verhängte. Es ist also Zeit für eine journalistische Bilanz.

Zahlen lügen nicht, auch in den Medien nicht. Der klare Sieger heisst NZZ.

Die NZZ ist neuerdings das weitaus erfolgreichste Blatt des Landes. Im Corona-Monat März hat sie im Internet um mehr als drei Millionen Leser zugelegt. Sie kommt nun auf unglaubliche 8,8 Millionen an monatlichen Nutzern, sogenannten Unique Clients.

Die NZZ hat damit selbst die langjährigen Marktleader *20 Minuten* und *Blick* online deutlich überholt, die beide um die sieben Millionen an Nutzern haben. Weit abgeschlagen zurück liegt mit einem Publikum von 3,8 Millionen der *Tages-Anzeiger*.

Interessant am Erfolg der NZZ und am Misserfolg des *Tages-Anzeigers* ist die Frage, ob dies mit der Qualität der gegenwärtigen Corona-Berichterstattung zu tun hat. Einiges deutet darauf hin.

Nach dem Lockdown standen anfangs praktisch alle Redaktionen des Landes mit der Hand an der Hosennaht und reihten sich stramm hinter der Landesregierung ein. Sie diskreditierten die individuelle Handlungsfreiheit und bejubelten den staatlichen Zwang.

Die NZZ schüttelte dann als erste Tageszeitung diesen Untertanenreflex ab und kritisierte den selbsternannten «Superstaat», den der Bundesrat geschaffen hatte. «Diejenigen, die auf der Seite von Freiheit und Selbstverantwortung stehen, dürfen nicht schweigen», beschrieb NZZ-Chefredaktor Eric Gujer die Leitlinie des Blatts. Die Wirtschafts- und die Inlandredaktion waren schon früh auf vergleichbarem Kurs.

Dieser Trend zur Lockerung des staatlichen Griffs hielt bis heute an. Zuletzt brachte Gujer die Haltung des Blatts pointiert auf den Punkt: «Bitte keinen Seuchen-Sozialismus». Diese liberale Haltung des Blattes zahlte sich mit einem Millionenzuwachs an Publikum aus.

Das Gegenteil erlebte der alte NZZ-Rivale, der *Tages-Anzeiger*. Hier mündete die redaktionelle Linie in einem argen Misserfolg beim Publikum. Man erreichte nicht einmal die Hälfte der Wachstumszahlen, welche die NZZ vorweisen konnte.

Das hatte Gründe. Der Redaktion des *Tages-Anzeigers* war die Rückkehr zu mehr Bürgerfreiheit permanent suspekt. Es werde «nie mehr so sein wie früher», beschrieb die Redaktion ihre Leitlinie, überzeugt davon, dass die



Lawinenartig: NZZ-Chef Gujer.

vormaligen wirtschaftlichen und persönlichen Freiheiten nun zur Debatte stünden.

Dieser Trend zum eisernen Etatismus hielt sich bis heute. Als etwa die Regierung kürzlich eine leise Korrektur des Lockdowns ankündigen konnte, grollte das Blatt: «Die guten Nachrichten des Bundesrats sind trügerisch.»

Auch hier war die Rolle des Chefs auffallend. Anders als sein NZZ-Kollege war *Tages-Anzeiger*-Chefredaktor Arthur Rutishauser auf der Redaktion reichlich einsam. Fast als Einziger hatte er früh vor den wirtschaftlichen Schäden des Lockdowns und später auch vor dessen «menschlichem Schaden» gewarnt. «Es reicht jetzt mit dem Lockdown», schrieb Rutishauser zuletzt.

Rutishauser publizierte seine skeptischen Kommentare zum Bundesrat meist nicht in seinem Stammbblatt *Tages-Anzeiger*, sondern im Schwestertitel *Sonntagszeitung*. Dort konnte er in einem Umfeld schreiben, das seiner freiheitlichen Haltung weniger ablehnend gegenüberstand.

Publikums- und Nutzerzahlen in den Medien sind meist über lange Phasen konstant. Marktanteile bewegen sich wenig. Wenn es zu derart lawinenartigen Verschiebungen wie rund um Corona kommt, dann liegt eine Erklärung nahe.

Die Erklärung ist einfach: Es muss mit Journalismus zu tun haben.

Neue Normalität

Von Henryk M. Broder — Im besten Fall kommt der totale Staat.

Angesichts der un-absehbaren Folgen der Corona-Pandemie gab der deutsche Finanzminister und Vizekanzler Olaf Scholz seinen Landsleuten einen Rat mit auf den Weg: «Wir müssen eine neue Normalität entwickeln, die uns viele Monate und wahrscheinlich bis ins neue Jahr hinein begleiten wird.»



Was der Vizekanzler vermutlich gemeint hatte, war: Nichts bleibt so, wie es noch vor kurzem war. Rechnet nicht damit, dass es eine Rückkehr zu dem Status quo vor Corona geben wird. Wir handeln nach der Trial-and-Error-Methode von Versuch und Irrtum, wie Wanderer im Hochgebirge, die ohne einen GPS-Wegweiser im Gepäck von einer Schlechtwetterfront überrascht wurden. Aber neue Normalität klingt natürlich besser, suggeriert sie doch, dass die Lage erstens normal und zweitens neu ist. Und neu ist grundsätzlich positiv besetzt, wie eine neue Modedesigner Kollektion von Prada, ein neues Modell von VW, ein Neuanfang nach einer Insolvenz. «Eine neue Liebe ist wie ein neues Leben», das wusste schon Jürgen Marcus.

Olaf Scholz ist ein Sozialdemokrat alter Schule, er denkt nach, bevor er etwas sagt, er macht keine Versprechen, die er nicht halten kann, er ist bescheiden und loyal. Und rechnen kann er auch. Trotzdem steht er in einer deutschen Tradition, die mit Unheil beladen ist. Beim Russlandfeldzug ging es um den «Lebensraum im Osten», wenig später um die «Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts» durch die «Entschädigung» derjenigen, welche die «Endlösung» überlebt hatten. Die Mauer, die fast dreissig Jahre lang Berlin geteilt und Hunderte von «Republikflüchtlingen» das Leben gekostet hatte, war ein «antifaschistischer Schutzwall», mit dem die Regierung des «ersten Arbeiter- und Bauernstaates auf deutschem Boden» einer Invasion vorbeugen wollte. Ja, der Euphemismus ist ein Meister aus Deutschland. War «Planungssicherheit» eben noch das Gebot der Stunde, so gibt es derzeit keine Probleme, sondern nur «Herausforderungen», mit deren Hilfe wir über uns selbst hinauswachsen können. «Wir schaffen das!»

Und jetzt kommt die neue Normalität zum Zuge. Mit etwas Glück bekommen wir den totalen Staat, geht es schief, wird es ein totalitärer. Gestern standen wir noch am Abgrund, heute sind wir schon einen Schritt weiter.



Schriftstellerei war den Ausländern erlaubt: Tessiner Hotspot Ascona.

Oasen

Wo Chaplins Exfrau Paulette Goddard ihr Glück fand

Von Rolf Hürzeler — Ascona ist das seltsamste Dorf der Welt, ein Rätsel, das Generationen von interessanten Menschen fesselte. Während sich draussen allmählich der Sommer ausbreitet, lohnt es sich, das Wunder am Lago Maggiore zu entdecken. Wenigstens im besten Buch, das darüber geschrieben wurde.

Sie konnte wie eine Dame von Welt auftreten, und sie fluchte wie eine Vettel. Die expressionistische Künstlerin Marianne von Werefkin (1860–1938) war in der Zwischenkriegszeit eine lokale Berühmtheit in Ascona. Die zaristische Baronin machte sich einen Namen, weil sie Kunsthändler mit Schimpftiraden eindeckte, wenn sie ihre Preisbegehren nicht verstehen wollten. Diese lauteten schlicht: «Das Doppelte!»

Neben Marianne von Werefkin und ihrem Lebenspartner, dem Maler Alexej Jawlensky, suchten im 20. Jahrhundert zahlreiche Künstler und Literaten Ascona heim. Manche für kurze Zeit nur, andere für den Rest ihres Lebens. Da waren die Dadaisten Sophie Taeuber und Hans Arp oder die politisch Verfolgten wie der Schriftsteller Erich Maria Remarque, der sich mit dem Roman «Im Westen nichts Neues» ein Denkmal gesetzt hatte. Paradoxiere Weise kamen nach dem Zweiten Weltkrieg sogar Einzelne nach Ascona, die es sich unter den Nationalsozialisten zu gut gehen liessen, wie etwa der Schauspieler Heinz Rühmann.

Das Tessiner Städtchen lebt bis heute von seiner einzigartigen Vergangenheit, befand der Publizist und frühere *Weltwoche*-Autor Curt Riess (1902–1993) in einer noch immer

lesenswerten Liebeserklärung unter dem Titel «Geschichte des seltsamsten Dorfes der Welt».

Die meisten Auswärtigen zogen unter politischem Druck hierhin, wie sie gerne angaben. Sicher hat ihnen die idyllische Landschaft die Wahl erleichtert, ebenso wie das milde Klima. Autor Riess führte allerdings einen viel profaneren Grund für die Beliebtheit des Ortes an: Ascona war bis weit in die Nachkriegszeit eine billige Tessiner Ecke, und Emigranten sind nun mal klamm.

Als die Vegetarier kamen

Heute ist Ascona ein wohlhabender Ferienort und verströmt Grosszügigkeit. Allerdings ist die langgezogene Piazza Giuseppe Motta am Lago Maggiore in diesen Corona-Tagen fast menschenleer. Einzig zwei Frauen mit Gesichtsmasken sitzen unter dem Vordach des Ristorante «Al postile» und versuchen, mit dem Stoffetzen im Gesicht zu rauchen. Bei der Schiffsanlegestelle lässt ein Hundebesitzer seinen Liebling die Eisengitter nässen. Unweit davon hat sich eine Entenfamilie niedergelassen, die sich die ungewohnte Ruhe auf der sonst dichtbevölkerten Piazza beim besten Willen nicht erklären kann.

Trotz der Unwirklichkeit der Corona-Zeit ist die Vergangenheit präsent. So grüsst die forsche Baronin Werefkin den Besucher an fast jeder Ecke. Denn das Museum für moderne Kunst wirbt mit Plakaten für seine Sammlung mit mehr als neunzig Werken der heute weltberühmten Künstlerin.

Lange vor ihr kamen die Vegetarier – oder die «Grasfresser», wie Autor Riess sie be-



Goddard und Remarque in Ascona, 1968.



dann zusehends mehr. Mit der medialen Aufmerksamkeit kamen allerdings auch Kritiker aufs Tapet, wie etwa der deutsche Sozialist Erich Mühsam, der behauptete, der «Vegetabilismus» sei auf die Impotenz von Männern zurückzuführen oder befördere diese sogar. Das waren Behauptungen, die heute nicht mehr allorts gleichermassen gut ankommen.

Nach den «Grasfressern» kamen laut Riess «die Gottsucher aller Art». Er meinte damit «Astrologen, Gesundheitsbetreiber, Buddhisten, die auch eine Erneuerung der Welt – aber von der Seele her – wollten». Nach ihnen tröpfelten die «Verherrlicher des Lebens» herein. Künstler oder Architekten, vor allem solche, die anderswo ihr Leben nicht mehr fristen konnten. Oppositionelle, zuerst aus dem bolschewistischen Russland wie von Werefkin, und später Verfolgte der Nationalsozialisten wie der Schriftsteller Remarque, der mit Charlie Chaplins Exfrau Paulette Goddard glücklich wurde. Zu guter Letzt, in der Nachkriegszeit, marschierten «Millionäre» ein, wie Autor Riess bereits vor fünfzig Jahren erkannte, als er seine Ascona-Fibel schrieb.

Wohlhabendere sind heute – Corona hin oder her – noch immer in Ascona. Die Via Borgo mit ihren Banken, Immobilienhändlern und Restaurants ist dieser Tage zwar ebenso ausgestorben wie die Piazza am See. Aber das Strässchen zeugt davon, dass es sich hier gut leben lässt, wenn das Portemonnaie locker sitzt.

«Blümchens» Rezepte

Nicht nur Menschen mit berühmten Namen zog es nach Ascona, wie Riess erkannte. So erinnert er an eine Dame aus Düsseldorf, die sich Johanna Blumenfeld nannte. Sie war mit einem jungen Liebhaber durchgebrannt und in Ascona gestrandet. Der Liebste war bald verschwunden, aber Blumenfeld oder «Blümchen», wie sie alle nannten, war geblieben – leider mittellos. Schlimmer noch, sie durfte als Ausländerin nicht arbeiten, es drohte ihr die Ausweisung.

Die Emigrantengemeinde von Ascona nahm sich des «Blümchens» an und liess ihr eine Küche einrichten. Dort zauberte sie hervorragende Menüs auf den Tisch, über die sie in der *Weltwoche* in einer Kolumne regelmässig schrieb. Das galt in den Augen der Fremdenpolizei als Schriftstellerei und war erlaubt: «Ungezählte Menschen, die die *Weltwoche* lasen, waren von ihren Rezepten entzückt», schrieb Riess in seinem Buch. «Blümchen» konnte sich so über Wasser halten.

Das war eine ausserordentliche Leistung. Denn eigentlich gehörten Schulden in diesen Kreisen zum guten Ton. Eine Weltmeisterin darin war die russische Baronin Adelina Montague von Wrangell, die die russische Revolution mit ihrem Mann, einem Marineoffizier, nach Ascona gespült hatte. Nach dem Tod

schreibt – nach Ascona. Er meinte damit die Künstlerkolonie, die auf dem nahegelegenen Monte Verità nach neuartigen Lebensformen suchte. Den Anfang machten der betuchte Belgier Henri Oedenkoven und seine elf Jahre ältere deutsche Freundin Ida Hofmann Ende des 19. Jahrhunderts. Der Schwärmer wollte eine sozialutopische Kommune aufbauen, sie suchte das gesunde Leben – fleisch- und salzlos: «di meisten speisen werden durch zusaz fon salz und gewürzen genissbar, nicht aber bei natürlichen pflanzprodukten, di im natürlichen zustand schon tadellos schmecken», hielt Ida Hofmann in ihrer eigenwilligen Rechtschreibung fest, die sich mehr nach der Phonetik als nach dem Duden richtete.

Den Bewohnern von Ascona waren die «Naturmenschen», wie sie ihre Nachbarn auf dem «Wahrheitsberg» nannten, zunächst egal. Nach und nach gaben aber die Gerüchte von Orgien und angeblichen Nackttänzen zu reden. Dafür hatten vor allem der Tanz-Avantgardist Rudolf von Laban und seine Schülerin Mary Wigman gesorgt. Sie pflegten einen modernen Ausdruckstanz, dem Kleider am Körper mitunter hinderlich waren.

So weckten die «Naturmenschen» die Neugier der Einheimischen. Bald fand das für die damalige Zeit merkwürdige Treiben die Aufmerksamkeit der deutschen Presse. Mehr und mehr auswärtige Besucher wollten sich selbst ein Bild von den mysteriösen Geschehnissen machen, zumal diese Leute angeblich in wilder Ehe lebten.

Der Kommunist Henri Oedenkoven erkannte das Geschäftspotenzial seiner Kolonie und verlangte Eintrittsgeld, zuerst bescheiden,



Christof Rauber, Gründer Secret Dinner, Zürich

«Dass der Bundesrat auf der Grundlage von wackligen Daten unser demokratisches System per

Notrecht aushebeln und tausende Existenzen zerstören kann, hat mein Vertrauen in die Politik massiv erschüttert.»

ihres Mannes versiegten die finanziellen Quellen, aber die Dame dachte nicht daran, sich einzuschränken, und schuldete den lokalen Händlern bald ein Vermögen. Als sich ein Fabrikant für ihre Liegenschaft interessierte, lehnte sie das Kaufangebot empört ab. Erst als er ihr zusicherte, sie dürfe in ihrem Palazzo bis zum Tod wohnen bleiben, sagte sie zu, unter der Bedingung, dass er ihr zusätzlich eine Leibrente bezahle. Der Käufer stimmte in der Annahme zu, dass die Wrangell ohnehin bald das Zeitliche segnen würde. Doch diese – ihrer Sorgen entledigt – blühte auf und lebte noch bis Mitte der dreissiger Jahre.

Etwas später verstarb auch die Malerin Marianne von Werefkin. Sie war so beliebt im Städtchen, dass es zu einem grandiosen Begräbnis kam, an dem die Einheimischen von der grossen Künstlerin Abschied nahmen – einfach ohne die Kunsthändler. Sie hatte nur einen letzten Wunsch: Man möchte doch bitte nicht ihr Alter auf dem Grabstein vermerken. Er wurde ihr gewährt.

Curt Riess: Ascona – Geschichte des seltsamsten Dorfes der Welt. Europa. 232 S., Fr. 33.90

VALUES WORTH SHARING

«Meine Bank bietet Stabilität – auch in schwierigen Zeiten.»

Philippe Deecke, LGT Kunde seit 2007



Private Banking

lgt.ch/values



Thiel

Brandlöschung

Von *Andreas Thiel*

Berset: Gleich ist Pressekonferenz. Was kann ich sagen? Was wissen wir?

Einsatzleiter: Die Löscharbeiten sind abgeschlossen. Wir haben die Lage jetzt unter Kontrolle.

Berset: Können wir den Schaden schon beziffern?

Einsatzleiter: Die Bewohner werden leider nicht mehr ins Haus zurückkehren können. Das Dach ist unter dem Löscheinatz eingestürzt. Auch in den unteren Stockwerken herrscht Einsturzgefahr. Die Keller sind überflutet. Die Einrichtung ist total ruiniert. Das Haus muss vollständig abgerissen und neu gebaut werden.

Berset: Das ist alles nur Sachschaden. Haben wir Verletzte oder Tote zu beklagen?

Einsatzleiter: Alle Bewohner konnten geborgen werden. Durch die überstürzte Evakuierung erlitten zwar einige Menschen Verletzungen, die aber alle behandelt werden können. Das Schlimmste ist ein Beinbruch, verursacht durch einen unsachgemässen Sprung aufs Sprungkissen. Die entsprechende Person hat aus unerfindlichen Gründen beim Springen die Weisungen der Rettungskräfte nicht richtig befolgt. Natürlich stehen die Evakuierten noch unter Schock. Aber sie werden von speziell dazu ausgebildeten Psychologen professionell betreut. Ein älterer Herr hat zwar einen Herzinfarkt erlitten, allerdings erst nachdem er gerettet worden war. Seine Bergung durch ein Küchenfenster über die Drehleiter verlief reibungslos.

Berset: Aber es musste niemand im Haus zurückgelassen werden?

Einsatzleiter: Nein, zum Glück nicht. Wir konnten alle rausholen. Die Nachbarhäuser sind gesichert, der Schaden ist erkannt, und die Brandermittlung ist auch abgeschlossen. Das sind die guten Nachrichten.

Berset: Und was ist die schlechte Nachricht?

Einsatzleiter: Es hat gar nicht gebrannt.

Berset: Das müssen wir an der Pressekonferenz ja nicht erwähnen.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Leserbriefe

«Wie kommen Staatsdiener dazu, zu bestimmen, was in einem Supermarkt verkauft werden darf?» *Maximilian Eisen*

Wo bleibt der Rechtsstaat?

Nr. 16 – «Blinde Willkür»;
Weltwoche-Autoren über das
Krisenmanagement des Bundesrats

Hat jemand einen anderen Entscheid von diesem ängstlichen und mutlosen Bundesrat erwartet? Die wirtschaftlich Kleinen noch zusätzlich unnötig leiden lassen, ist kein ruhmreicher Entscheid und zeugt von alter Schwäche. All die Entscheidungsträger (Bundesrat, Virologen, Beamte) erhalten sowieso ihren Lohn ausbezahlt, da können sie das Volk doch weiter drangsaliieren. Sie ahnen nicht, wie sie Ladenbesitzer, Gewerbetreibende, Gastronomen und Selbständigerwerbende in einen existenziellen Notstand getrieben haben. Gesundheit geht vor – das ist der absolute Totschläger in der Argumentation! Wacht auf, Schweizer, und beginnt selber zu denken!

Konrad Rüegg, Ebnat-Kappel

Wo bleibt unsere Demokratie, wo bleibt der Rechtsstaat? Da bestimmen plötzlich Beamte, die selbst keinen finanziellen Einschränkungen und Nöten ausgesetzt sind, über jene, die dringend auf Arbeit angewiesen sind und nun vor dem Aus, vor dem Nichts stehen. Steuern und damit die Löhne des Staatspersonals müssen sie trotzdem bezahlen. Wie kommen Staatsdiener dazu, zu bestimmen, was in einem Supermarkt verkauft werden darf? Wer bestimmt hier den sogenannten täglichen Bedarf? Ich habe andere Bedürfnisse als mein arabischer Nachbar, andere als meine Grossmutter. Und nun sollen alle die gleichen Bedürfnisse haben? Wie kommt es, dass die Moderatoren im Fernsehen perfekt gestylt mit professionell geschnittenem Haar vor die Kamera treten und wir uns mit zottligem Haar den Blicken der Nachbarn aussetzen müssen? Natürlich, im Staatsfernsehen ist alles möglich, die arbeiten ja eng mit den Behörden in Bern zusammen. Wir haben eine neue Herrscherschicht. Ich bin frustriert.

Maximilian Eisen, Baar

Unser Bundesrat und seine Staatsmedien versetzen uns in eine Art Schockstarre. Unter Androhung von Bestrafung müssen wir gehorchen. In der Schweiz entscheidet nicht mehr der Souverän, sondern Staatsbeamte. Der Unabhängigkeitswille der Bürger und Bürgerinnen ist gebrochen. Es wird denunziert und gehamstert. Es rächt sich jetzt, wenn man glaubt, dass es nicht wichtig ist, wer im Bundesrat sitzt.

Jürg Burkhard, Schwarzhäusern



«Mensch, brauch den Verstand».

Jede Woche erschrecke ich vor der Aufmachung des Covers. Letztes Mal «General Berset», und heute sind es vier Bundesräte mit Masken als Scheuklappen. Dabei zeigt sich das Schweizervolk einig wie selten; unsere Bundesräte geben sich doch so Mühe! Wenn die *Weltwoche* ein Satiremagazin geworden ist, sollte diese Haltung im Ton der Beiträge spürbar sein. Ist sie aber nicht, sondern todernst kommt sie rüber. Zum Editorial ist zu bemerken, dass am Erscheinungsdatum der aktuellen *Weltwoche* der Bundesrat erste Lockerungen des Lockdowns angesagt hat. Und die *Weltwoche* schreibt: «Ausstiegsszenarien liegen keine vor. Ein Plan ist nicht in Sicht.» Der geneigte Leser kann sich den Reim darauf selber machen! *Ursula Schulthess, Bubikon*

Fehleinschätzung

Nr. 12 – «Wasserpistole und SVP-Giftpillen»;
Kolumne von Peter Bodenmann

Es ist eine schwache Aussage eines ehemaligen Politikers über die beiden sehr guten Bundesräte Ueli Maurer und Guy Parmelin. Der gesamte Bundesrat, und vor allem die beiden Departemente Finanzen und Wirtschaft, haben erst kurz überlegt – und dann sehr schnell gehandelt. Das ist der Unterschied zu Peter Bodenmann. Er hat sehr schnell gehandelt, aber nicht viel überlegt. Daher kommt so eine Fehleinschätzung. Es ist bekannt, dass die ganze Welt von dieser Angelegenheit betroffen ist. Vermutlich gibt es aber nirgends ein solch gutes und wirksa-

mes Programm, wie wir es nun hier erleben dürfen. Der Bundesrat hat innert kurzer Zeit gehandelt und wirksame Instrumente für unsere Volkswirtschaft zur Verfügung gestellt. Dafür sollten wir ihm danken, statt ihn zu rügen. Das würde Bodenmann auch gut tun.
Peter Uhlmann, Dinhard

Die Wirtschaft muss bluten

Nr. 15 – «General der Viren»;
Christoph Mörgeli über Berset

Wahrscheinlich wäre die Dauer des Lockdowns nicht so grosszügig kalkuliert worden, wenn die Bundesräte entsprechende Lohnneinbussen hinnehmen müssten. Man hat immer mehr den Eindruck, dass wegen des Fehlens eines Billigartikels (Mundschutz) die Wirtschaft länger mit Millionen, wenn nicht Milliarden von Franken bluten muss. *Niklaus Deseö, Wil*

In seiner Manöverkritik zeigt Mörgeli auf, dass das Bundesamt für Gesundheit den Pandemieplan 2018 nicht ausgeführt hat und weder für genügend Masken noch für ausreichende Intensivpflegeplätze, Beatmungsgeräte, Medikamente, Desinfektionsmittel und moderne Datenübertragungssysteme gesorgt hat: eine schwerwiegende Pflichtverletzung, für die auch der vorgesetzte Gesundheitsminister Alain Berset verantwortlich ist.
Franco Keller, Herrliberg

Der Mitte März verfügte Lockdown hat mich zu diesen Versen inspiriert:

Rasend es die Welt bezwingt,
ein Virus – mikroskopisch klein –
im Nu sich über den Erdball schwingt,
der Menschen viele knicken ein.
Läden, ganze Länder auch
schliessen dicht schon ihre Türen.
Feste, Messen, Volkes Brauch
verboten – man bekommt's zu spüren.
Die Wirtschaft, sie schon tüchtig hustet,
Szenarien zeichnen Untergang.
Am besten aber, Mensch, tue dies:
Brauch ganz einfach den Verstand!

Karl J. Bischofberger, Küsnacht

Kein Bluffer

Nr. 15 – «Tödlich ist nur die Langeweile»;
Kurt W. Zimmermann über Markus Gilli

Markus Gilli ist weder ein Bluffer noch ein Ideologe. Ich habe stets aufgetatmet, wenn dieser unabhängige Journalist am Bildschirm erschien.

Erich von Däniken, Beatenberg

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich gestehe: Ich habe eine Putzfrau während nun bald dreissig Jahren schwarz beschäftigt. Ich zahle ihr bar zwanzig Franken auf die Stunde. Sie macht ihre Sache sehr gut. Jetzt kann sie Corona-bedingt nicht mehr bei uns arbeiten. Sie kann aber auch keine Hilfe vom Staat holen. Ich überlege mir, ihr den Lohn wenigstens teilweise zu zahlen, auch wenn sie nicht arbeitet, weil sie jeden Rappen braucht. Wenn ich ihr die Hälfte gebe, reicht es ihr nicht. Zahle ich ihr alles, obwohl sie nicht arbeitet, scheint es mir auch nicht richtig. Was ist der beste Ausweg? X. M., Zürich

Sie erleben jetzt den Nachteil der Schwarzarbeit. Die Frau hatte einen Lohn, den sie nicht zu versteuern brauchte. Sie beide hatten keine Sozialbeiträge für AHV/IV, keine Beiträge an die Arbeitslosenversicherung, keine Pensionskassenprämien zu bezahlen. Beide profitierten finanziell. Aber beide waren auch interessiert, dass nichts auskommt, denn beide wissen, dass Schwarzarbeit strafbar ist. Doch jetzt kommt die Kehrseite der Medaille.

Diese zeigt sich eben in schlechten Zeiten. Dank all den Beiträgen, die Sie und Ihre Angestellte durch Schwarzarbeit gespart haben, fehlen Ihnen jetzt die Leistungen der verschiedenen Versicherungen, in die Sie keine Prämien einbezahlt haben. Also gibt es keine Kurzarbeitsentschädigung für Ihre Angestellte, da sie nicht bei der Arbeitslosenkasse versichert ist. Und jetzt fällt sie ins Elend, weil sie arbeitslos ist und ohne Taggeld.

Nun, Sie möchten ihr helfen und wissen nicht, wie. Ich sehe zwei Wege: Sie gehen zusammen mit der Putzfrau deren finanzielle Situation durch und schauen, was für sie notwendig ist und woher sie sonst noch Unterstützung bekommt – vielleicht Fürsorge oder Armenunterstützung. Dann bezahlen Sie ihr einen Betrag, damit sie anständig leben kann. Die Höhe der Summe können nur Sie bestimmen. Sie ist gleichsam die Busse dafür, dass Sie die Frau schwarz angestellt haben. Kommt der Betrag in die Nähe des bisherigen Arbeitslohns, würde ich an Ihrer Stelle die Frau wieder einstellen, dann zahlen Sie eine Arbeitsabgeltung.

Zudem rate ich Ihnen, das Arbeitsverhältnis zu legalisieren und die Frau regulär unter Einbezug sämtlicher Abgaben zu beschäftigen. Dann laufen Sie wenigstens in Zukunft nicht Gefahr, bei Wirtschaftseinbrüchen in eine solch unangenehme Situation zu geraten.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen werden nicht beantwortet.

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.

Mit Bildern
und
Illustrationen





SHUTDOWN

COVID-19

COVID-19

War der Shutdown ein Fehler?

Die Covid-19-Fallzahlen in der Schweiz gehen zurück. Warum das so ist, bleibt unklar. Der Bundesrat verkauft seine Politik als Erfolg, ohne das richtig begründen zu können. *Von Erik Ebnetter*

Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga hatte «gute Nachrichten» mitgebracht, als sie am 16. April mit ihren Kollegen Alain Berset und Guy Parmelin vor die Medien trat. Die Massnahmen gegen das Coronavirus würden wirken, dessen Ausbreitung sei gebremst, das Gesundheitssystem funktioniere. Ab dem 27. April werde man in drei Schritten in den Normalbetrieb zurückkehren.

Ist der Shutdown ein Erfolg? Richtig ist, dass die Fallzahlen zurückgegangen sind. Weshalb dies geschah, ist weniger klar. Der israelische Mathematiker Isaac Ben-Israel sagt mit Blick auf die Zahlenreihen vieler Länder, die Ausbreitung des Virus verlaufe überall ungefähr gleich – egal, wie die Politik dagegen vorgehe (Seite 10).

Ähnlich äussert sich der deutsche Ökonom Stefan Homburg. Er bezeichnet den Shutdown für Deutschland als «wirkungslos», bezieht sich allerdings nicht auf die Infektionszahlen wie Ben-Israel, sondern auf die Todesfallzahlen (Seite 8). Die durchschnittliche Zeitspanne zwischen Infektion und Tod betrage 23 Tage, so Homburg. Die Folgen des Shutdowns könnten sich deshalb frühestens 23 Tage nach dessen Einführung zeigen. Tatsächlich sei die tägliche Zahl der Coronabedingten Todesfälle in Deutschland schon vorher zurückgegangen.

Wendet man die Methode auf die Schweiz an, ist das Ergebnis weniger eindeutig, aber immer noch aufschlussreich. Der Bundesrat verfügte den Shutdown am 16. März. An diesem Tag starben nach Angaben des Bundesamts für Gesundheit sieben Menschen an Covid-19. Zum höchsten Tageswert kam es zwei Wochen später, am 30. März, mit 56 Fällen. Danach stabilisierte sich diese Zahl auf leicht tie-

ferem Niveau. Markant rückläufig ist sie seit dem 9. April, also 24 Tage nach Beginn des Shutdowns. Dieser stoppte demnach nicht ein exponentielles Wachstum der Todesfallzahlen, könnte aber geholfen haben, diesen Wert rasch gegen null zu drücken – wenn auch zu einem gigantischen Preis.

Eine ETH-Studie untermauert diese Einschätzung mit Blick auf die Ausbreitungsgeschwindigkeit des Virus. Sie sei schon vor dem Shutdown deutlich gesunken (Seite 25).

Bedrohung massiv überschätzt

Um Missverständnisse zu vermeiden: Covid-19 ist eine hochansteckende Krankheit, die für bestimmte Personengruppen gefährlich ist. Obschon die Bedrohung zu Beginn teils massiv überschätzt wurde, liegt die Letalität – also die Wahrscheinlichkeit, an Covid-19 zu sterben – wohl höher als bei einer schweren Grippe,

Schweden, wo das Leben normaler weiterläuft, hat pro Kopf immer noch weniger Tote als die Schweiz.

vielleicht um den Faktor vier, wie eine Untersuchung aus Deutschland vermuten lässt. Eine Studie der Stanford-Universität kommt zum Ergebnis, dass man höchstens mit Faktor zwei rechnen muss.

Nimmt man den höheren deutschen Wert, hat Covid-19 eine ähnliche Letalität wie die Asiatische Grippe von 1957/58. Damals verhängte der Bundesrat allerdings keinen Shutdown wie heute, obwohl die Krankheit ebenfalls hochansteckend war. Rund 20 Prozent der Weltbevölkerung sollen daran erkrankt sein, schreibt das Bundesamt für Gesundheit. Die

Opferzahl wird auf ein bis zwei Millionen Menschen geschätzt. Zum Vergleich: An Covid-19 verstarben nach Angaben der Johns-Hopkins-Universität bislang rund 170 000 Menschen – bei einer mehr als doppelt so hohen Weltbevölkerung.

Natürlich hat man heute andere Ansprüche an das Gesundheitssystem, natürlich erzählen Zahlen nicht die ganze Geschichte. Der Bundesrat reagierte mit seinen Massnahmen auch auf die Bilder aus Norditalien mit den überfüllten Spitälern und Armeelastwagen voller Leichen. Dass es in der Schweiz ohne Shutdown ebenso weit gekommen wäre, ist damit nicht gesagt. Schweden, wo das Leben deutlich normaler weiterläuft, hat pro Kopf immer noch weniger Tote als die Schweiz, auch wenn sich dieser Abstand stark verringert hat.

Kritiker der schwedischen Politik monieren, die Todesfallzahlen lägen dort deutlich höher als in den Nachbarstaaten, zum Beispiel in Finnland. Dafür, so lässt sich entgegnen, dürfte die Durchseuchung in Schweden stärker fortgeschritten sein. Solange niemand stirbt, weil das Gesundheitssystem überfordert ist – wofür es in Schweden bislang keine Hinweise gibt –, wird das Ergebnis am Ende wohl etwa dasselbe sein, ausser Staaten wie Finnland harren im Krisenmodus aus, bis ein Impfstoff oder ein Medikament gegen Covid-19 erhältlich ist.

Die Schweiz verfährt langsamer

Die Entwicklung geht in eine andere Richtung. Zwar gilt der Shutdown in Finnland noch bis zum 13. Mai, doch viele andere europäische Länder fahren das öffentliche Leben bereits wieder hoch, auch in der Nachbarschaft zur Schweiz. In Deutschland, wo die Bundesregierung später zu ihren drastischen Mass-



nahmen griff, dürfen Läden mit einer Verkaufsfläche bis 800 Quadratmeter seit dieser Woche öffnen. Österreich war nach Ostern der erste europäische Staat, der kleineren Geschäften bis 400 Quadratmeter erlaubte, wieder Kunden zu empfangen. Allerdings herrscht dort Maskenpflicht.

Die Schweiz verfährt langsamer. Dies auch deshalb, weil sich der Bundesrat nicht an Richtwerten orientiert wie der Grösse der Verkaufsflächen. Die Ladenbetreiber müssen stattdessen ein Schutzkonzept vorlegen. Man setzt damit auf zentralistisches Mikromanagement, was in einem föderalistischen Land wie der Schweiz umso erstaunlicher ist.

Ähnlich überraschend kam der Entscheid, die Schulen bis zum 11. Mai geschlossen zu halten. Der Bundesrat begründet dies mit den Pendlerströmen, die andernfalls zu rasch hochschnellen würden. Die meisten Primarschüler werden allerdings zu Fuss zur Schule gehen, ohne Begleitung der Eltern. Das Schulhaus ist meist nicht weit vom Wohnort entfernt. Einzig die Lehrer würden pendeln.

Widersprüchliche Informationspolitik

Weshalb also die langsame Rückkehr in die Normalität? Liegt es am Ende doch an fehlenden Atemschutz- und Hygienemasken? Die Tamedia-Zeitungen berichteten kürzlich, der Bund habe Mitte März beschlossen, 400 Millionen Stück bis Ende Mai zu beschaffen, davon drei Viertel Hygienemasken. Tatsächlich sagte Gesundheitsminister Alain Berset am 16. April in einem Interview mit SRF, es brauche diese Masken für die Umsetzung der Schutzkonzepte und der Lockerungsmassnahmen.

Das ist bemerkenswert, weil der Bund immer wieder erklärt hatte, dass Masken, vor allem minderwertige Hygienemasken, keinen Infektionsschutz bieten würden. Der Pandemieplan von 2018 spricht eine andere Sprache. Die NZZ schreibt, die widersprüchliche Informationspolitik habe wohl Hamsterkäufe verhindern sollen. Anders formuliert: Der Bund hatte es in der Zeit verpasst, genügend Masken zu kaufen, weshalb er sie in der Not als unwirksam darstellte.

Weil sich diese kritische Einschätzung allmählich durchsetzt, hat die Verwaltung ihre Verteidigungslinie angepasst. Der Pandemieplan basiere auf einem anderen Szenario, sagte Ueli Haudenschild vom Bundesamt für wirtschaftliche Landesversorgung kürzlich gegenüber den Tamedia-Zeitungen. Das ist nicht falsch, aber nur die halbe Wahrheit.

Der Pandemieplan rechnet mit einer Influenza. Tatsächlich sind wir mit einem neuen Coronavirus konfrontiert. Trotzdem hätte man gewarnt sein können. Die nationale Gefährdungsanalyse von 2015 bezeichnet die «Infektion eines Viertels der Bevölkerung mit einem neuen, gefährlichen Virus» als zweitgrösstes Sicherheitsrisiko der Schweiz nach einer Strommangellage.

Weiss die linke Hand, was die rechte tut?

Warum wurde nichts unternommen? Die Gefährdungsanalyse stammt vom Bundesamt für Bevölkerungsschutz, das dem Verteidigungsdepartement angegliedert ist. Der Pandemieplan kommt aus dem Bundesamt für Gesundheit, also dem Innendepartement. Das Bundesamt für wirtschaftliche Landesversorgung ist dem Wirtschaftsdepartement unterstellt. Es herrscht ein Kompetenzwirrwarr. Weiss die linke Hand, was die rechte tut?

Der Bundesrat kann die Zweifel nicht ausräumen. Im Interview mit SRF wurde Berset gefragt, ob es nicht skandalös sei, dass ein 85 Milliarden Franken teures Gesundheitssystem zu wenig Masken bereitstelle. «So weit würde ich nicht gehen», sagte er. «Wir waren immer gewohnt, mit den Kantonen zusammenzuarbeiten.» Auf die Frage, ob die Kantone ihre Aufgabe vernachlässigt hätten, erwiderte er: «Wir sind gemeinsam in dieser Situation.»

Die Situation, so sieht's aus, ist ein langer Shutdown nach chinesischem Vorbild, wie ihn die Schweiz nicht einmal in den Weltkriegen erlebte. ○

Energie

Die andere Krise

Noch teurer als die Corona-Krise wäre ein Strommangel.

Von Silvio Borner

Bundespräsidentin Sommaruga versprach am Anfang der Epidemiemassnahmen der Wirtschaft 10 Milliarden Franken Corona-Unterstützung. Inzwischen hat der Bundesrat ein Paket für gut 60 Milliarden geschnürt, zwei ETH-Professoren haben medienwirksam gar 100 Milliarden vorgeschlagen. Einer davon hat inzwischen auch noch SP-Ständerat Christian Levrat darin recht gegeben, dass selbst 130 Milliarden dem Maastricht-Kriterium einer Verschuldung von 60 Prozent des Sozialprodukts noch gerecht würden. Da setze ich noch einen drauf und schlage 365 Milliarden Franken vor: für jeden Tag eine Milliarde Schadenersatz. Das können wir uns ja leisten.

Wie kommt man dazu? Vor Jahren hat die Bundesverwaltung den Schaden einer Pandemie auf 100 Milliarden Franken geschätzt, denjenigen einer Strommangellage aber auf 300 Milliarden. Das Risiko beider Katastrophen wurde auf ein etwa einmaliges Eintreten innerhalb von hundert Jahren veranschlagt. Zu beachten ist, dass eine Pandemie eine Art globalen Unfall darstellt, eine Strommangellage jedoch die Folge eines selbstverschuldeten Politikversagens ist.

Besonders pikant: Ein AKW-Unfall würde etwa 50 Milliarden Franken kosten, ist aber tausendmal weniger wahrscheinlich. Doch hier wird maximal vorgesorgt, während die Vorbereitung auf eine Pandemie verschlafen wurde und vom Risiko eines Stromausfalls durch politisch kontrollierte Forschung oder Pseudoforschung abgelenkt wird.

Die volkswirtschaftlichen Kosten sind bei Corona weit grösser als der direkte Schaden. Der Zusammenbruch der Wirtschaft vernichtet Wertschöpfung und Wohlstand. Je länger der obrigkeitliche Lockdown dauert, desto höher und «nachhaltiger» werden die Produktions- und Einkommensausfälle, die letztlich mehr Tote, mehr verlorene Lebensjahre zur Folge haben könnten als das Virus. Aus politisch-ökonomischer Sicht liegt die grösste Gefahr jedoch im unbeschränkten Machtanspruch der Regierungen, die Notstandslagen ausnützen, so dass Marktwirtschaft, Freiheit und Demokratie irreparable Schäden drohen. Und sollte dereinst die Stromkrise der Anlass sein, wären wir sogar selber schuld.

Die Angst regiert

Der Bundesrat will nicht sagen, wann er die politischen Rechte wiederherstellen will. Er fürchtet sich vor dem Abstimmungstermin des 27. September über die SVP-Begrenzungsinitiative.
Von Christoph Mörgeli

Ungefragt äusserte sich Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga letzte Woche an der Medienkonferenz über die Wiederherstellung der Demokratie: «Die Bundeskanzlei hat den Auftrag erhalten, auch die Frage des weiteren Vorgehens mit den politischen Rechten zu prüfen. Wir haben ja jetzt teilweise Fristen aufgehoben oder verlängert, und selbstverständlich wird sich der Bundesrat jetzt auch Gedanken darüber machen, wie es aussieht mit Abstimmungen.» Sie vermied es aber tunlichst, jene Abstimmung zu erwähnen, die den Bundesrat als einzige so richtig interessiert, nämlich die SVP-Begrenzungsinitiative, die am 17. Mai hätte stattfinden sollen, vom Bundesrat aber angesichts der Corona-Krise auf unbestimmte Zeit verschoben wurde.

Die Bundespräsidentin fuhr so fort: «Dies hat dann einen direkten Zusammenhang mit grösseren Veranstaltungen.» Die Meinungsbildung in unserem Land hänge davon ab, dass sich «Menschen treffen, Menschen austauschen können», etwa an «Parteiversammlungen, Versammlungen, um sich die Meinung zu bilden». Deshalb werde die Bundeskanzlei diese Frage ebenso prüfen wie jene von «grösseren Menschenansammlungen oder eben von grösseren Veranstaltungen».

Bürgerrechte in Kantonen gewährleistet

Wortlaut und Sinn dieser Aussagen von Simonetta Sommaruga legen nahe, dass der Bundesrat die direktdemokratischen Bürgerrechte gleichsetzt mit Sportveranstaltungen, Musikfestivals und der Street Parade. Dies verwundert umso mehr, als die Kantone trotz Pandemie an ihren politischen Rechten festgehalten haben. Noch unmittelbar vor dem Lockdown – am 15. März – fanden in Genf Kommunalwahlen statt; als sämtliche Einschränkungen schon galten, führte man am 7. April in 21 von 45 Gemeinden zweite Wahlgänge durch. So auch in der Stadt Genf. Als der Bundesrat bereits mit Vollmachten regierte und die Kompetenzen von Parlament und Kantonen schon massiv eingeschränkt hatte, besetzte das Thurgauer Stimmvolk Regierung und Parlament neu.

Eine Woche später, am 22. März, als Schulen, Restaurants und viele Geschäfte zwangsweise geschlossen waren, folgte Schwyz mit kantonalen Gesamterneuerungswahlen. Der Kanton St. Gallen führte am letzten Wochenende den zweiten Wahlgang für den Regierungsrat durch. Wegen Corona war nur eine briefliche Stimmabgabe möglich; auch weitere Spezial-



Wie reinlich ist das Spiel? SP-Bundesräte Sommaruga und Berset.

bestimmungen sorgten dafür, dass die Demokratie trotz allem zu ihrem Recht kam.

Obwohl also weder die von Bundespräsidentin Sommaruga beschworenen Parteiversammlungen noch sonstige politische Veranstaltungen stattfinden konnten, funktionieren die politischen Rechte auf Kantonsebene weiter. Ob diese aber auch im Bund wiederhergestellt werden, blieb letzten Donnerstag wortreich unbeantwortet. Die Aussage, man habe diese Frage der Bundeskanzlei zur Prüfung überlassen, scheint ausweichend. Denn ohne Zweifel bleibt es bundesrätliche Chefsache, zu entscheiden, wann über die drohende Begrenzungsinitiative abgestimmt wird. Dies hat Simonetta Sommaruga in Begleitung von Ignazio Cassis und Karin Keller-Sutter bereits im Januar am Weltwirtschaftsforum in Davos klagemacht. An einem Treffen mit EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen wurde vereinbart, dass Brüssel den bundesrätlichen Sieg gegen die SVP an der Urne vom 17. Mai keinesfalls gefährden solle. Das zugehörige Geheimprotokoll enthüllt, dass die EU versprach, bis dahin keinen kontraproduktiven Druck auszuüben. Der Bundesrat verpflichtete sich umgekehrt, die Kohäsionsmilliarde umgehend zu zahlen und sich innert zehn Tagen nach der Abstimmung zum Entwurf des EU-Rahmenabkommens zu bekennen (*Weltwoche* Nr. 8/20).

Die Begrenzungsinitiative hat beim Bundesrat also eine dermassen hohe Priorität, dass er bereit ist, die Hilfe einer fremden Macht zu bean-

spruchen, um den Willen des eigenen Volkes in die gewünschte Richtung zu lenken.

Dem Bundesrat ist bewusst, dass ein Abstimmungsdatum im September für ihn womöglich noch ungünstiger liegen dürfte als jenes vom Mai. Die Corona-Krise hat den Befürwortern der Begrenzungsinitiative in die Hände gespielt. Einen Fingerzeig geben die überraschend guten Resultate der SVP in den Kantonen Schwyz und Thurgau während des Lockdowns oder unmittelbar davor. Die Pandemie hat den Schweizern die Bedeutung der Landesgrenzen mit fast schon brutaler Deutlichkeit vor Augen geführt. Die Landesregierung muss sich als entscheidenden Fehler vorhalten lassen, angesichts der Corona-Gefahr im Gegensatz zu Österreich die Südgrenzen nicht geschlossen zu haben. Im Raum steht der Verdacht, man habe im Bundeshaus den Abstimmungssieg vom 17. Mai und damit die Europa-Ideologie über die Gesundheit der Bevölkerung gestellt.

«Switzerland first» – so dürfte jetzt die Devise vieler Stimmbürger lauten. Der brutale wirtschaftliche Einschnitt, der schiere Kampf ums wirtschaftliche Überleben könnten zu einer Grundstimmung führen, wonach die Schweiz in erster Linie für sich selber sorgen müsse, bevor sie sich ums Wohl aller andern kümmere. Auch hat die Corona-Pandemie das Totalversagen der EU-Bürokratie im Krisenfall aufgezeigt. Viele Gutmeinende mussten zur Kenntnis nehmen, dass angeblich beste Nachbarn und Freunde wie Deutschland plötzlich aus nationa-

lem Egoismus die von der Schweiz bestellten und bezahlten Schutzmaterialien beschlagnahmt hatten. Die fast schon totale Auslandabhängigkeit bei den Produktionsketten wichtigster Güter zeigt ihre hässliche Fratze. Dass die Zuwanderer und vor allem die Grenzgänger auch Probleme bringen, zeigen die erschreckenden Corona-Zahlen in den Kantonen Tessin, Genf, Waadt und Basel-Stadt. Interessanterweise sind trotz dem ursprünglich vorgesehenen Abstimmungsdatum vom 17. Mai die sonst üblichen Umfrageergebnisse von SRG oder privaten Medien sicherheitshalber ausgeblieben.

Möglichst hinauszögern

Es gibt kaum Zweifel, dass vor dieser politischen Grosswetterlage die Begrenzungsinitiative Auftrieb erhält. Warum sollte ein Bundesrat, der die Wirtschaft lahmlegen und sämtliche Schulen schliessen kann, die Zuwanderung nicht eigenständig regeln können? Was spricht eigentlich angesichts der drohenden Wirtschaftskrise gegen einen Vorrang der Inländer auf dem Arbeitsmarkt? Wie will jemand plausibel begründen, dass bei explodierenden Arbeitslosenzahlen ein Fachkräftemangel herrscht? Das sind die Fragen, die gegenwärtig fünf der sieben Bundesräte antreiben. Selbst bei ihren Pandemiemassnahmen schielte die Landesregierung noch auf die SVP-Begrenzungsinitiative. Sie verlängerte die Kurzarbeit von den üblichen drei auf volle sechs Monate. Damit will der Bundesrat vermeiden, dass zum voraussichtlichen Zeitpunkt der Abstimmung die Erwerbslosenquote auf 7, 8 oder gar 10 Prozent angestiegen ist. Denn solche Rekordzahlen – wie man sie seit den frühen dreissiger Jahren nie mehr kannte – sprächen wohl kaum gegen die Begrenzungsinitiative.

Der nächste, eigentlich zwingende Abstimmungstermin wäre der 27. September. Doch der Bundesratsmehrheit passt dieses Datum nicht in den Kram. Wenn Bundespräsidentin Sommaruga jetzt die Rückkehr zur Demokratie mit der Wiederzulassung von Grossveranstaltungen verknüpft, will sie den Urnengang wohl noch darüber hinaus verzögern. Als ob an Partei- und Abstimmungsveranstaltungen Hunderte von Menschen zusammengedrängen würden. Erfahrungsgemäss sind die Veranstalter schon froh, wenn mehr Leute im Publikum als auf dem Podium sitzen.

Den Abstimmungsfahrplan der Begrenzungsinitiative bestimmen jetzt weitgehend die SP-Genossen Simonetta Sommaruga als Bundespräsidentin und Alain Berset als Gesundheitsminister. Nach der letzten Medienkonferenz rückten sie für die Fotografen demonstrativ zusammen, während Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) im Abseits stand. Öffentlichkeitswirksam zeigten sie sich höchst hygienisch und besalben sich gegenseitig die Hände. Weit weniger reinlich ist das Spiel, das die beiden hinter den Kulissen mit der Begrenzungsinitiative treiben. ○

Gesundheit

Corona im Bergspital

Krankenhäuser warten unterbeschäftigt auf die drohende Corona-Welle. Es ist bedrückend, was derweil mit den älteren Menschen geschieht. Von René Zellweger

Die vergangenen dreissig Jahre habe ich in grossen Gesundheitszentren weltweit (Schweiz, Amerika, Afrika, Australien, Asien) gearbeitet, davon mehrere Jahre in immunologischer Grundlagenforschung. Katastrophenmedizinisch habe ich zahlreiche Fronteinsätze mitgemacht, unter anderem als Kriegschirurg im Bürgerkrieg im Sudan und im Auftrag der australischen Regierung in Banda Aceh wegen des Tsunamis. Zurzeit habe ich das Privileg, im Bergspital Savognin zu arbeiten.

Das Center da Sanadad Savognin versorgt die Bevölkerung der Gemeinde Surses, die sich von Tiefencastel bis zum Julierpass erstreckt. In der Hochsaison erholen und vergnügen sich täglich bis zu 15000 Menschen in dieser herrlichen Bergwelt. Das Spital in Savognin bietet medizinische Grund- und Spezialistenversorgung für Anwohner und Gäste. Ans Spital angeschlossen sind ein Betagtenheim und zwei moderne Wohnblöcke, die Wohnen mit medizinischer Begleitung ermöglichen. Das Leben im Spital hat sich aufgrund des Coronavirus und der einschneidenden Massnahmen massiv verändert. Damit wir für die «grosse Welle» der zu erwartenden Patienten gerüstet wären, ist das Spital zweigeteilt worden, so dass Corona- und andere Patienten vollständig voneinander getrennt werden könnten.

Lebenswichtige Spaziergänge

Viele Menschen getrauen sich nicht mehr aus dem Haus und haben Angst, dass sie sich anstecken könnten – mit allenfalls tödlichen Folgen. Patienten mit akuten und chronischen Beschwerden, die auf kontinuierliche Betreuung angewiesen sind, haben sich isoliert und sind dann notfallmässig eingewiesen worden, weil sich ihr Gesundheitszustand verschlechtert hatte. Corona-positive Patienten, ausserhalb des Spitals betreut, meist symptomlos oder mit leichten Beschwerden, berichten, dass sie von Nachbarn überwacht würden, sich daher nicht aus dem Haus trauten und ihnen bald die Decke auf den Kopf fallen werde. Angstzustände und zunehmende Isolation bestimmen das Leben.

Aufgrund mangelnder Patienten sind die Spitalmitarbeiter in Kurzarbeit. Seit Wochen wird mit der kommenden «Patienten-Welle» gedroht, und die Medien haben Angst und grosse Verunsicherung verursacht. Am meisten

bedrückt mich jedoch das, was mit den älteren Mitmenschen geschehen ist. Diese besonderen Leute sind praktisch vollständig isoliert worden. Sie dürfen nicht mehr an die geliebte frische Luft für ihre lebenswichtigen Spaziergänge und sozialen Kontakte in belebender Natur und Umgebung. Wer gibt uns das Recht, dies so zu machen? Die wöchentliche Messe mit Eucharistie findet nicht mehr statt. Angehörige, die ihre Lieben besuchen und begleiten möchten, dürfen dies nicht mehr tun. Mütter, Väter, Grossmütter und Grossväter erleben ihre letzten Stunden ohne ihre Kinder, Verwandten und Bekannten. Was ist bloss mit uns geschehen?

Wie werden die Überlebenden in den kommenden Jahren damit umgehen, dass sie während dieser wichtigen Lebensphase nicht dabei sein konnten?

Selbstverständlich bedrückt es mich, wenn Mitmenschen unter schwerer Krankheit leiden oder sterben. Darum bin ich Arzt und betrachte es als ein Privileg, diesen besonderen Beruf auszuüben und hoffentlich menschliches Leiden zu lindern. Niemand kann derzeit schlüssig beurteilen, wie schlimm die direkten medizinischen Fol-

gen der Coronavirus-Krankheit sind. Es gibt so viele verschiedene Meinungsäusserungen, dass es auch für mich als Facharzt schwierig ist, den Durchblick zu bewahren. In Krisensituationen habe ich jeweils versucht, mich auf die medizinischen Fakten zu konzentrieren, damit wir ohne allzu grossen Schaden zu überleben vermöchten. Diese Überlebensstrategie ist in Zeiten globaler unterschiedlicher Interessen, Fake News und Internetgläubigkeit enorm schwierig geworden. Und doch frage ich mich täglich, was, wenn sich all die intensiven Vorsichtsmassnahmen am Ende als gar nicht indiziert herausstellen würden? Hoffentlich werden wir eine ehrliche Übungsbesprechung durchführen und zu unseren Entscheiden und deren Konsequenzen stehen. Viel vom angerichteten Schaden und verursachten Leid kann nicht rückgängig gemacht werden. Ich bin jedoch zuversichtlich, dass wir daraus lernen werden, und hoffe, dass intelligente, vernünftige und verantwortungsbewusste Menschen es in Zukunft allenfalls besser machen würden.

René Zellweger ist als Konsiliararzt in der Unfallchirurgie im Bergspital Savognin tätig.



Kaderarzt
René Zellweger.



«Die Familie rückt wieder ins Zentrum»: Vater und Sohn Bindella, Verwaltungsrat Herzog (v. l.) im Hauptsitz des Traditionsbetriebs.

«Das trifft uns hart»

Rudi Bindella gehört zu den bedeutendsten Gastro-Unternehmern der Schweiz. Zusammen mit seinem Sohn Rudi, der den Betrieb leitet, und Branchenkenner Peter Herzog deutet er den Bundesratsentscheid. Enttäuschung mache sich breit. Viele Firmen würden zugrunde gehen. *Von Roger Köppel und Roman Zeller*

Herr Bindella, Sie sind einer der bedeutendsten Gastro-Unternehmer der Schweiz. Wie geht es Ihrer Firma in Corona-Krisenzeiten?

Rudi Bindella sen.: Wir wurden überrascht: von der Heftigkeit, der Geschwindigkeit, aber auch von den drastischen Massnahmen. Von einem Tag auf den nächsten mussten wir 43 Standorte schliessen, uns fehlen fünfzehn Millionen Franken Einnahmen pro Monat. Das merken wir hautnah.

Was machen Sie jetzt eigentlich genau?

Rudi Bindella jun.: Als der Bundesrat den Shutdown verordnete, erledigten unsere Mitarbeiter Aufräumarbeiten. Dann schlossen sie die Betriebe. Sie sitzen jetzt zu Hause, alle auf Kurzarbeit. Alles steht still, zu 90 Prozent. Nur die Administration läuft weiter.

Wie wirkt sich diese jähe Stilllegung auf die ganze Branche aus?

Peter Herzog: In der Schweiz gibt es 32 000 Restaurants, die fast kein Polster haben. Schauen Sie, die Marge ist in der Gastronomie durchschnittlich 1 Prozent. Und jetzt kommt Corona, das alle trifft, sehr schnell, ohne Ende in Sicht, zu 100 Prozent, voll. Das gab's noch nie, die gesamte Branche leidet: auch sämtliche Zulieferer.

Wie viele Gastro-Unternehmen wird der Shutdown umbringen?

Peter Herzog: Ungefähr 20 Prozent aller Hotels und Bars, rund 800 Restaurants werden die erste Schockwelle nicht überleben. In der Verzögerungswelle, der zweiten und dritten Phase, gehen weitere in Konkurs.

Wie lange hält ein gestandenes Unternehmen wie Bindella durch?

Rudi Bindella sen.: Schwer zu sagen. Wir versuchen, unsere Betriebe und Mitarbeiter irgendwie über die Runden zu bringen. Gottlob haben wir die Hilfsinstrumente des

Bundes: Kurzarbeit, verbürgte Darlehen. Dafür danke ich dem Bundesrat.

Der Bundesrat sagt, erst ab Mitte Juni gehen die Gastro-Betriebe auf. Wie nahe kommen Sie bei Bindella ans Zahnfleisch?

Rudi Bindella sen.: Das trifft uns hart. Am meisten beschäftigt uns aber die Zeit nach der Wiedereröffnung: Was passiert dann? Wie lange geht die Übergangsphase, bis sich der Normalzustand wieder einpendelt?

Sie rechnen gar nicht damit, überrannt zu werden?

Peter Herzog: Nein. Sollten wir am 11. Mai aufmachen können, reduzierten uns die Auflagen den Umsatz um etwa 40 Prozent.

Angenommen, der Bundesrat erlaubt eine sanfte Öffnung mit einer beschränkten Zahl von Gästen pro Quadratmeter: Könnten Sie es überhaupt stemmen angesichts der dünnen Margen?

Peter Herzog: Es gibt eine Grenze: Ich kann so lange auf Umsatz verzichten, wie ich Mitarbeiter reduzieren kann. Irgendwann geht das nicht mehr, ein Koch ist ein Koch. Werden 40 Prozent beschnitten, sind wir an der Grenze zum Machbaren. Bei zwei Dritteln kippt die Geschichte, aber so richtig, dann wird nur noch Geld verbrannt.

Eine Riesenlast sind ja die Mietkosten, die es trotz allem zu bezahlen gilt. Wie ist da genau die Lage?

Rudi Bindella sen.: Das ist das Problem: Der Bundesrat kann nicht Zwangsmassnahmen erlassen, alles schliessen und dann aber sagen, bei der Miete mische er sich nicht ein.

Was schlagen Sie vor?

Rudi Bindella sen.: Die Mieten müssen erlassen werden, weil wir keinen Umsatz erzielen können. Ein Gastronomie-Mietverhältnis dauert zehn bis fünfzehn Jahre. Fallen drei Monatsmieten weg, sind das nur 1,6 Prozent Umsatzeinbusse, über die gesamte Mietdauer gerechnet.

Der Bund müsste einschreiten und die Mieten erlassen?

Rudi Bindella sen.: Absolut. Mit den verbürgten Darlehen verhält es sich ja genau gleich, das hat schnell und ziemlich unbürokratisch geklappt. Kompliment. Über diese Liquidität sind wir froh, wir wären es auch bei den Mieten – was die Vermieter gegenüber dem Bund geltend machen, ist ein anderes Thema. Ich sage nicht, dass sie leer ausgehen müssen. Aber nur die Gastro-Betriebe zu strangulieren, geht nicht. Das können wir nicht durchstehen.

Eine rein private Lösung ist nicht in Sicht? Beharren Vermieter stur auf ihren Forderungen?

Peter Herzog: Es wäre eine Win-win-Situation, für Vermieter und Mieter. Nur funktioniert das nicht, leider. Denn der Immobilieneigentümer schaltet auf stur und nimmt so Konkurse in Kauf. Geht ein Geschäft pleite, dauert es lange, bis der Vermieter, wenn überhaupt, einen Nachfolger findet: Alle Gastronomen sind ja in der Krise. Ein Verzicht von drei Monatsmieten ist – verglichen mit einem drohenden Leerstand und Mieterwechsel – für den Vermieter wesentlich günstiger.

Wie beurteilen Sie den Corona-Krisenplan des Bundesrates? Insbesondere die Lockerung des Shutdowns?

Rudi Bindella jun.: Als Vollblutgastonom ist eine Enttäuschung da. Für die schrittweise Lockerung wurden diverse Branchen berücksichtigt – Coiffeure, Gartencenter und so weiter –, nur die Gastronomie fehlte. Diese Ungewissheit finde ich am schlimmsten. Dass wir nicht einmal in der dritten Etappe, auf den 8. Juni, berücksichtigt werden, ist unverständlich.

Man hat eine Branche mit 260 000 Menschen glatt vergessen. Haben Sie eine Erklärung?

Peter Herzog: Das ist historisch. Gut, unser Lobbying ist natürlich ungenügend. Wäre die Landwirtschaft von hundert auf null reduziert worden, hätte der Bundesrat am nächsten Morgen bereits eine Lösung präsentiert, mitsamt Communiqué. Dafür sind wir zu heterogen, jeder hat seine Meinung, jede Beiz ist anders.

Was empfehlen Sie dem Bundesrat?

Rudi Bindella jun.: Wenn Coiffeure am 27. April aufmachen können, dann verstehe ich nicht, warum wir das nicht können sollten. Klar: Wir müssen den Abstand einhalten, zwei Meter zwischen maximal Fünftischen. Am Empfang müssten Daten angegeben werden, wie bei den Coiffeuren, damit die Rückverfolgbarkeit gegeben ist. Und wir müssen Masken tragen – das alles ist aber realisierbar.

Peter Herzog: Ich bin mit Rudi Bindella einverstanden: Aufmachen! Ich denke aber, auf den 27. April schaffen wir keine kompromissfähige Lösung. Der 11. Mai ist realistisch und sogar besser: Dann gehen die Läden auf, die Gassen sind wieder frequentiert, wir könnten unsere Lager hochfahren. Das wäre überhaupt kein Problem.

Haben Bundesräte oder andere Politiker eigentlich mit Ihnen gesprochen?

Rudi Bindella sen.: Niemand kam aktiv auf uns zu. Wir wurden selber aktiv, haben die involvierten Bundesräte sowie National- und Ständeräte der Wirtschaftskommission angeschrieben. Einige haben reagiert.

Der Bundesrat sagte, die Betriebe müssen ein Gesundheitskonzept vorlegen, bevor sie auf tun können. Was halten Sie von dieser Bevormundung?

Rudi Bindella sen.: Das ist ein möglicher Ansatz. Aber wenn die Behörden schon unsere Betriebe schliessen, uns Auflagen machen, dann sollten sie uns auch sagen, unter welchen Rahmenbedingungen wir wieder aufmachen können. Denn das wollen wir schnellstmöglich, damit Bewegung in den Markt kommt und Leute wieder zusammenkommen können.

Blicken wir in die Zukunft: Wie wird Corona aus der Sicht des Gastronomen die Welt, die Schweiz verändern?



**Manuela Beer,
CEO PKZ, Urdorf**

«Die Gesundheit behält Vorrang. Gleichzeitig braucht es von allen Seiten ein liberales Grundverständnis, um der Wirtschaft neue Flügel zu verleihen. PKZ ist bereit für die Wiedereröffnung der Fashion-Stores. Die Kunden auch!»

Rudi Bindella sen.: Ich denke, das Gesundheits- und das Ernährungsbewusstsein werden sich ändern.

Rudi Bindella jun.: Es gibt anspruchsvolle, kreative Initiativen, etwa im Lieferbereich. Manche überlegen sich, ein Restaurant-erlebnis für daheim zu kreieren.

Sind das nachhaltige Ideen? Oder Schnellschüsse?

Rudi Bindella jun.: «Dinner at home» wird sich kaum halten, glaube ich. Das sind Begleiterscheinungen der Krise. Der Mensch

«Die Sonne wird immer wieder aufgehen. Es findet gerade ein Wertewandel statt.»

hat das Grundbedürfnis, mit andern zusammenzukommen.

Rudi Bindella sen.: Es gibt Gäste, die haben Heimweh nach unseren Lokalen, nach unseren Werten: Herzlichkeit, Freundlichkeit, Beseelung. Das ist dem Schweizer am wichtigsten.

Vielleicht zum Schluss: Glauben Sie, das Coronavirus wird eine weltweite Depression auslösen?

Rudi Bindella sen.: Die Sonne wird immer wieder aufgehen. Es findet gerade ein Wertewandel statt. Ein Virus kann uns die Augen öffnen, im Sinne von: «Passt ein bisschen auf und tragt Sorge zur Erde!»

Peter Herzog: Ich bin optimistisch. In dieser Katastrophe ist nicht alles kaputtgegangen, die Infrastruktur, die Schulen stehen noch, nichts wurde zerbombt. Schlimm ist, die Ärmsten der Armen werden erneut zurückgeworfen, Menschen in der Dritten Welt, in Afrika.

Rudi Bindella jun.: Als Unternehmer blicke ich in die Zukunft, ich bin ein Zweckoptimist. Natürlich haben wir Existenzängste, aber wir wollen das Schiff durch diesen Sturm bringen.

Was gibt Ihnen Kraft? Wo sind die Lichtblicke?

Rudi Bindella jun.: Meine Familie. Sie rückt wieder ins Zentrum. Wir essen zu Hause, der Mittagstisch ist wieder ein Begriff. Das geniesse ich sehr.

Peter Herzog: Meine Partnerin ist Amerikanerin, sie lebt in Tel Aviv, und ich vermisse sie wirklich. Man spürt privat wie auch geschäftlich, wo die Kämpfer sind und wer eher ein Verwalter ist; auf wen ich mich verlassen kann und wer eher überfordert ist.

Rudi Bindella sen.: Das Schönste finde ich die Zugehörigkeit und die Solidarität der Mitarbeitenden zur und mit der Unternehmung. Die aufbauende Bereitschaft, die Zuversicht, miteinander die Prüfung zu bestehen. Das Schönste ist auch meine Familie. Meine Familie ist das Unternehmen, die grosse Familie. ○

Täuschen mit Zahlen

In der Corona-Krise werden Daten tendenziös dargestellt. Regierungen und Medien heizen die Stimmung an. Nach Ansicht des Ökonomen Bruno S. Frey lassen sich die Leute aber langfristig nicht manipulieren. *Von Beat Gygi*

«Zehn Fragen an den Bundesrat» – eine Woche nachdem der Bundesrat per 16. März in der Schweiz die ausserordentliche Lage mit Notrecht ausgerufen hatte, haben die Ökonomieprofessoren Bruno S. Frey und Margit Osterloh (Center for Research in Economics, Management and the Arts, Crema; früher Universität Zürich) in einem Positionspapier kritische Punkte zu den Pandemiemassnahmen zur Sprache gebracht.

Brisant war etwa ihre Frage: «Sind die politischen Verantwortlichen bereit, ein Dossier vorzulegen, in welchem sie ihre Annahmen und Modelle darlegen und deren Konsequenzen miteinander vergleichen, damit wir Bürgerinnen und Bürger mitdenken können?» Das war vor einem Monat, jetzt fragen wir bei Frey, einem der bekanntesten Ökonomen Europas und Forscher zur direkten Demokratie, nach dem neusten Stand.

Herr Frey, welche Reaktionen haben Sie auf Ihren Brief an den Bundesrat erhalten?

Wir haben ihn an den Bundesrat geschickt, aber keine direkte Antwort erhalten. Zudem haben wir den Text auch mehreren Zeitungen zur Veröffentlichung zugestellt; alle lehnten eine Publikation ab. Wir waren mit unserer Kritik offensichtlich zu früh. Wir finden das bedauernd, weil gerade in der direkten Demokratie der Schweiz zu erwarten wäre, dass sich Bürgerinnen und Bürger in solchen Zeiten speziell engagieren. In der Öffentlichkeit dominierte jedoch eine einheitliche Meinung, die wenig Raum bot für abweichende Vorstellungen.

Sie haben im Brief mit Blick auf Sterbefallzahlen auch gefragt: «Geht es um übernormale Sterbefälle oder auch um die Qualität der durch die Massnahmen gewonnenen Lebensjahre, d. h. um QALY (quality-adjusted life years)?» Warum ist die genaue Bezeichnung der Daten zu den Sterbefällen wichtig?

In der heutigen Gesellschaft wird das zwar möglichst ausgeblendet, aber man muss sehen: Menschen sterben. Das Medianalter der Patienten, die an oder



«Qualität des Lebens»: Wirtschaftswissenschaftler Frey.

mit Corona gestorben sind, betrug in der Schweiz 84 Jahre, die Hälfte war also älter, die Hälfte jünger. Noch vor einer Generation hätte man gesagt, das sei ein sehr hohes Alter, und vor hundert Jahren hätte man das für unglaublich gehalten. Die Lebenserwartung liegt auch bei etwa 84 Jahren, so viele Sterbefälle über dem normalen Niveau gibt es also nicht.

Und was bedeutet das Messen in Lebensjahren?

Entscheidend ist die Qualität des Lebens und nicht allein die Frage, ob man lebt. Beeindruckend ist für mich der Bericht eines Lungenarztes, der sagte, nach einigen Tagen am Beatmungsgerät sei die Lebensqualität nachher miserabel. Das wurde nicht breit kommuniziert, in der Öffentlichkeit wird immer der Eindruck erweckt, die Intensivstation rette das Leben. Dabei ist die Qualität oft so schlecht, dass die Patienten vorher diese Situation abgelehnt hätten.

In Altersheimen fragt man die Leute nun vermehrt, wie sie sterben wollen: im Spital, ohne Ehepartner, ohne Familie, allein und anonym, oder möchte man ein wenig früher, dafür unter vernünftigen Bedingungen von Freunden und Bekannten Abschied nehmen? Viele entscheiden sich laut Angaben aus Altersheimen für Letzteres.

In der Corona-Debatte spricht man aber immer nur von Toten und Ansteckungen, und das erst noch in absoluten Zahlen pro Land.

Mit Todesfallzahlen kann man viel dramatischere Vorstellungen erzeugen. Der Tod ist eine Null-Eins-Grösse, die man publizistisch verwenden kann; spektakulär wirkten die Bilder von Särgen in Italien oder New York. Verlorene Lebensjahre dagegen sind etwas, was man nicht sieht, sondern erlebt. In der Ökonomie ist diese Beeinflussung der Wahrnehmung unter dem Begriff Framing bekannt. Durch die Kommunikation der Zahlen setzt man die Empfänger bereits in einen bestimmten Rahmen, in eine Stimmung.

Kann man mit gezielter Information das Verhalten der Menschen beeinflussen?

Kurzfristig ist das möglich, ich bin aber optimistisch, dass sich die Leute nicht

langfristig täuschen lassen. Klar, jetzt sind wir täglich den Botschaften aus TV und Zeitungen ausgesetzt. Aber wenn wir in zwei, drei Jahren darüber nachdenken, was eigentlich in dieser Pandemie passiert ist, wenn wir die relativ geringe Anzahl Corona-Todesfälle in Beziehung setzen zu anderen Todesursachen und den Nebenwirkungen, dann werden wir das wohl anders bewerten. Es sind weltweit viel mehr Menschen an Malaria und HIV als an Corona gestorben.

Wie schwerwiegend sind die Informationsverzerrungen für die Gesellschaft?

Ins Gewicht fallen vor allem die indirekten Wirkungen. Viele sagen heute immer noch, es gehe um Gesundheit gegen Wirtschaft. Das ist Unsinn. Wenn die Wirtschaft abgewürgt wird, gehen auch Gesundheit und Lebenserwartung deutlich zurück. Die öffentlichen Debatten werden immer noch dominiert von Virokraten, Virologen, die sich auch über wirtschaftliche und gesellschaftliche Auswirkungen

gen äussern. Dabei ist das gar nicht ihr Gebiet.

Wer profitiert vom Hochspielen bestimmter Daten?

Wenn man es nüchtern überlegt, sind das die Regierungen, in der Schweiz der Bundesrat. Derart im Zentrum der allgemeinen Aufmerksamkeit stand die Landesregierung, auch einzelne Personen, seit Jahrzehnten nicht. Ich sage

«Entscheidend ist die Qualität des Lebens und nicht allein die Frage, ob man lebt.»

nicht, es gehe einfach um Showeffekte, aber wenn der Bundesrat nicht so gewaltig eingegriffen hätte, hätte er viel weniger Aufmerksamkeit erhalten. Gleiches gilt jetzt für die Öffnung nach dem Lockdown. Bei jedem Schritt, der beschlossen wird, steht die Regierung nun im Scheinwerferlicht.

Soll man die Spielregeln korrigieren?

Ja, wir sollten uns für die Zukunft rüsten. Besonders wichtig wäre meiner Ansicht nach, dass die öffentliche Diskussion viel offener gehalten wird. In der Corona-Krise wurde in den ersten Wochen in allen Zeitungen und besonders im staatlich alimentierten Fernsehen die Meinung des Bundesrates wiedergegeben, bekräftigt und verteidigt. Man sollte künftig, vielleicht sogar auf Verfassungsebene, Möglichkeiten schaffen, dass andere Meinungen auch zu Wort kommen – die es übrigens auch unter Virologen gibt. Nicht nur Naturwissenschaftler, auch Gesellschaftswissenschaftler und vielleicht auch Kulturwissenschaftler wären von Bedeutung.

Auch in der Phase des Notrechts müsste es also möglich sein, von aussen in dieses Regime einzugreifen?

Ja, meiner Ansicht nach müssten Verfassungsrechtler früh beigezogen werden können, um zu beurteilen, welche grundlegenden Werte zu stark unterdrückt werden, zum Beispiel die Versammlungsfreiheit, die Demokratie oder der Föderalismus. ○



Joyce Küng, Inhaberin Nischenmarketing.ch, Zürich

«Als Inhaberin einer kleinen Marketing-Agentur, indirekt vom Lockdown betroffen,

erfüllte ich keine der Kriterien für einen EO-Antrag. Die ungleiche Behandlung der Branchen ist nicht nachvollziehbar.»

Statistik

Schlag ins Leere

Die Pandemie-Politik des Bundesrats beruht auf wackligen Daten. Die Schliessung der Wirtschaft hatte kaum Einfluss auf die Epidemie.

Die Kurve der Neuansteckungen mit dem Coronavirus nach unten bringen – das wurde und wird von Bundesrat und Bundesamt für Gesundheit (BAG) immer wieder als Ziel und Orientierungspunkt der Pandemiepolitik beschworen. Ende Februar hatten in der Schweiz die laborbestätigten Ansteckungsfälle ihren Anfang genommen, gut zehn Tage später lag die Zahl bei täglich 200, weitere zehn Tage später bei über 1100 Meldungen. Am 23. März erreichte sie mit 1464 Registrierungen das bisherige Maximum – eine Woche nachdem der Bundesrat am 16. März die ausserordentliche Lage ausgerufen und den Shutdown verhängt hatte.

Die Aktion sieht aus wie ein Erfolg. Bis Anfang April fiel die Kurve unter 1000 Fälle und weiter bis jüngst in die Nähe von 100 Meldungen. Für Bundesrat und BAG ist dies das Niveau, das als bewältigbar gilt, weitere Öffnungsschritte sollen nun stark vom Verlauf der Ansteckungen abhängig gemacht werden. So schildern Bundesrat Berset und Bundespräsidentin Sommaruga ihre Schritte als Gratwanderung, und zur Orientierung dient ihnen die Kurve.

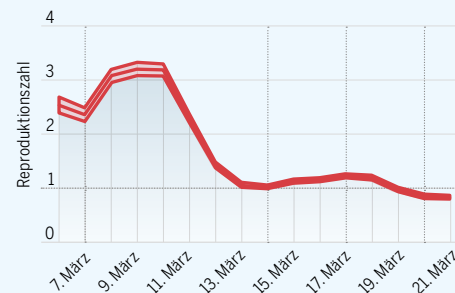
Dabei hängt diese bei näherem Hinsehen quasi in der Luft. Laborbestätigte Infektionszahlen sind stark von der Anzahl Tests abhängig, die bisher oft nur im nötigsten Fall durchgeführt wurden, weil die Reagenzien knapp waren. Je mehr getestet wird, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, angesteckte Personen zu finden, auch solche, die den Virenbefall selber gar nicht bemerken. Infektionsmeldungen sind gestaltbare Daten.

Damit wackeln auch andere wichtige Kenngrössen. Bis jüngst wurden in der Schweiz in der Summe rund 28000 Infizierte gemeldet, und gestorben sind gut 1130 Menschen. Aus diesen beiden Zahlen ergäbe sich eine Sterbequote von 4 Prozent. Das erinnert an die düsteren Befunde in Italien und lässt Covid-19 als viel tödlicher erscheinen als die Grippe. Untersuchungen des Virologen Hendrik Streeck in Deutschland mit umfassendem Testen ergaben jedoch eine Letalität von lediglich knapp 0,4 Prozent, da auch viele normalerweise unbemerkte Ansteckungen aus der sogenannten Dunkelziffer entdeckt wurden.

Und die Schweiz? Berset sagte am 16. April, er glaube, dass die Dunkelziffer wohl

Gebremster Schwung

Entwicklung der Reproduktionszahl bei Ansteckungen mit dem Corona-Virus



QUELLE: J. SCIRE U.A., ETH ZÜRICH

Ähnlich wie in einem Grippe-Jahr.

nur wenige Prozent ausmache, ja «vielleicht sogar unter 10 Prozent» der Landesbevölkerung liege. Das wäre aber immerhin etwa das Dreissigfache der offiziell Angesteckten, entspräche also schon einer gewissen verborgenen Durchseuchung. Das würde doch heissen: Raus mit den Immunen ins Arbeitsleben!

Aber die Regierung bremst beim Testen auf Antikörper mit Qualitätsbedenken und macht Lockerungsschritte weiterhin von der Infektionskurve abhängig. Dabei gibt es eine andere Kurve, die für eine rasche Öffnung spricht: Am 8. April hat die ETH Zürich eine Untersuchung veröffentlicht, in der die sogenannte Reproduktionszahl berechnet wurde. Liegt diese Zahl über 1, steckt eine Person mehr als eine weitere an, das Virus breitet sich rasant aus, liegt der Faktor bei 1, bleibt die Ansteckungskurve flach. Die Berechnungen der ETH-Gruppe um Professorin Tanja Stadler zeigen, wie in der Grafik dargestellt, dass der Faktor 1 bereits am 13. März erreicht worden ist und da verharrte. Also zwei Tage vor dem Shutdown mit Geschäftsschliessungen. Das heisst: Das Herunterfahren der Schweizer Wirtschaft mit der enormen Wertvernichtung kam im Nachhinein und war epidememässig wirkungslos. Ins Bild passt, dass die Sterbezahlen der bis 64-Jährigen dieses Jahr – ausser für kurze Zeit Ende März – nicht über der langjährigen Norm liegen und die Todesfälle der Gruppe 65 plus nur Ende März die langfristig normale Obergrenze übertrafen, ähnlich wie in einem Grippejahr.

Beat Gygi



Krieg gegen die Viren: Spital-Bataillon 2 in Bière, 21. März 2020.

Mobilmachung für die Galerie

Das Tessin forderte für den Transport von an Covid-19 erkrankten Patienten die Armee an. Daraus wurde die grösste Militäroperation der Schweiz seit dem Zweiten Weltkrieg. Der Bundesrat winkte die verunglückte Übung fast diskussionslos durch. *Von Hubert Mooser*

Antreten zum Pflegedienst: Der Marschbefehl für 8000 Armeeingehörige, den Bundesrätin Viola Amherd (CVP) am 16. März vor den Medien ankündigte, war die grösste Mobilmachung seit dem Zweiten Weltkrieg. Vier Wochen später zeigte sich, dass dieses Grossaufgebot wohl ein paar Schuhnummern zu gross war. In den letzten Tagen beschwerten sich wiederholt Soldaten, sie verbrächten ihren Dienst mit Kino und Frisbee-Spielen. Es gebe kaum Einsätze. Andere beklagten sich, dass sie von den Spitälern bloss zum Putzen und Bettenschieben eingesetzt würden. Mit anderen Worten: Es gab zu viele Soldaten, aber zu wenig Einsatzmöglichkeiten für das Militärpersonal.

Liegt es vielleicht auch daran, dass das Schweizer Gesundheitssystem in den letzten vier Wochen nie in eine Situation geraten ist, die ein derartiges Grossaufgebot der Armee gerechtfertigt hätte? Selbst in Krisenzentren wie Genf war das Gesundheitssystem nicht am Anschlag, wie ein Sprecher des Gesundheitsdepartementes sagt. Der Chef der Sektion Krisenbewältigung beim Bundesamt für Gesundheit (BAG), Patrick Mathys, sagt dazu, die Kantone hätten die Hilfe der Armee angefordert. Und er gehe davon aus, dass diese Anfragen begründet gewesen seien.

Brigadier Raynald Droz, Chefkoordinator der Armee beim Corona-Einsatz, ruft in Erinnerung, dass es 365 Gesuche aus Kantonen

gegeben habe und die Armee in insgesamt fünfzig Spitälern tätig gewesen sei. «Die Krankenhäuser mussten ihren Betrieb komplett umstellen», sagt Droz. Sie hätten Spitalaktivitäten geschlossen und neue Abteilungen für Corona-Patienten eröffnet. Und für diese Phase hätten die Kantone die Hilfe der Armee gebraucht. Er musste aber auch zugeben, dass man jetzt zu viel Personal im Einsatz habe und deshalb Leute demobilisiere. 400 Soldaten dürfen nach Hause.

Mit der übergrossen Kelle

Dass sich die Armee um die Bekämpfung des Coronavirus verdient gemacht hat, daran zweifelt niemand. Sei es nun beim Transport von Corona-Kranken oder als Verstärkung bei den Grenzkontrollen. Die Frage, die sich stellt, ist vielmehr, ob man dafür tatsächlich eine derartige Mobilisierung losretten musste. «Das ist nicht die Schuld der Armee», sagt der Berner SVP-Ständerat und Oberst Werner Salzmann. «Die Lageanalyse hat das Bundesamt für Gesundheit vorgenommen. Und die Armee hat dann die dafür notwendigen Einsatzkräfte aufgeboten.»

Allerdings gibt es auch den leisen Verdacht, dass das Verteidigungsdepartement (VBS) bewusst mit der übergrossen Kelle anrichtete, um seine Bereitschaft im Ernstfall aufzuzeigen. Der Chef der Armee, Thomas Süssli, hat diesen

Eindruck jedenfalls nicht entkräftet, als er gegenüber der NZZ stolz zu Protokoll gab: «Unsere Milizarmee hat bewiesen, dass sie innert Stunden eine Mobilmachung durchführen und unsere Bevölkerung schützen und unterstützen kann.»

Was nach dem Grossaufgebot folgte, war dann zuerst einmal eine grossanlegte PR-Offensive der Armeespitze. So schaltete der *Blick* über mehrere Tage seitenlange Geschichten über den Einsatz von Soldaten gegen das Coronavirus. Der Höhepunkt war ein Interview mit Bundesrätin Amherd in der Einsatzzentrale der Sanitätstruppe in Bern. Der Fussboden bildete eine grosse Schweizer Landkarte, auf der mit Bauklötzen dargestellt war, wo die diversen Truppen gerade im Einsatz standen. Das sah grandioser aus, als es tatsächlich war, wie Soldaten gegenüber Medien zu verstehen gaben.

Doch wie kam es eigentlich dazu, dass sieben Bundesräte einem Armeeeinsatz von historischem Ausmass widerspruchslos zustimmten, dessen Kosten sich derzeit noch nicht einmal beziffern lassen? Fest steht: Die Vorbereitungen dafür liefen bereits im Februar an, zu einem Zeitpunkt, als Gesundheitsminister Alain Berset (SP) und seine BAG-Experten die Lage weiterhin als normal bezeichneten.

Nachdem am 25. Februar im Tessin offiziell der erste Corona-Fall registriert worden war,

bot Berset den kantonalen Gesundheitsdirektoren Hilfe an. Er liess die Kantone wissen, man könne sofort Vorbereitungen zu einem Bundesratsbeschluss einleiten, «falls ein oder mehrere Kantone subsidiäre Bundesunterstützung anfordern wollen». Das Tessin ersuchte am 5. März um die Unterstützung der Armee beim Transport von Corona-Patienten, der Vorstand der Gesundheitsdirektorenkonferenz (GDK) gab grünes Licht. Das war ein Grundsatzentscheid: «Alle weiteren Gesuche mussten dann nicht mehr durch den GDK-Vorstand bewilligt werden», sagt GDK-Sprecher Tobias Bär.

Zuerst war von 800 Soldaten die Rede

Am 6. März entschied der Bundesrat offiziell, den Kantonen bei Bedarf den Assistenzdienst der Armee zur Verfügung zu stellen. Amherds Armeechef Süssli twitterte derweil schon ungeduldig und aufgeregt, die Armee sei bereit für den Dienst an Land und Leuten. Pikantes Detail: Damals war noch von 800 Soldaten die Rede.

Danach wurde der öffentliche Druck wohl auch wegen der alarmierenden Fernsehbilder mit den vielen Särgen aus Italien grösser und grösser. Auch das Parlament begann sich einzumischen. Der Freisinnige St. Galler Nationalrat Marcel Dobler verlangte eine Teilmobilisierung der Armee. SVP-Nationalrat Albert Rösti (BE) forderte einen Armeeinsatz bei der Sicherung der Grenzen und beim Aufbau von Armee- und Notfallspitälern.

Als der Bundesrat am 13. März die Massnahmen gegen die Verbreitung des Erregers von Covid-19 verschärfte, war ein Grossaufgebot der Armee zwar noch kein Thema. Beschlossen war es aber schon längst. Bekanntgegeben wurde dieses jedoch erst drei Tage später. Und so wurde aus einer simplen Anfrage aus der Süd-schweiz die grösste Militäroperation seit dem Zweiten Weltkrieg.

Es gab auch keine Mitberichte von Bundesräten, die Amherds Antrag in Frage stellten. Und als das Angebot geschaffen war, stieg auch die Nachfrage bei den Kantonen. Der Sprecher der Genfer Gesundheitsdirektion sagt es so: «Mitte März hatten alle Angst, dass die Spitalinfrastruktur nicht ausreichen würde.» Als die Armee Hilfe angeboten habe, habe man halt dankbar zugegriffen. ○



Ruedi Hertig, Inhaber Elektro Hertig, Rüti

«Es ist die wohl grösste Freiheitsberaubung, die die Welt je erlebt hat.

Diese von Moral getriebene

Angstmacherei muss sofort beendet werden. Der wirtschaftliche und gesellschaftliche Schaden nimmt mit jedem Tag absurdere Ausmasse an.»

Debatten

Schweiz braucht Globalisierung

Die Schweiz ist im Begriff, ihre Zukunft zu verspielen, hört sie auf die links-grünen Stimmen im Parlament, die ein Ende der Globalisierung verlangen. *Von Klaus J. Stöhlker*

Der Ruf nach mehr sozialer Gerechtigkeit und der lenkenden Hand des Staates kommt auch von müde gewordenen Bürgerlichen, die sich mit Renten und Aktiendepots gegen die Wirren der Zeit schon geschützt haben.

Dazu kommen viele junge Menschen, denen die Wirtschaft unverständlich geblieben ist. Sie wollen Frösche schützen, neue Urwälder wachsen lassen und einen ruhigen Job in Schule oder Verwaltung. Die wirkliche Welt jenseits der Schweiz ist ihnen garstig und fremd.

Der Wohlstand der Schweiz kommt aber in erster Linie von jenen 200 Finanz- und Industriekonzerne zwischen Genf, Basel, Zug und Zürich, die auf dem Weltmarkt erfolgreich sind. Sie bezahlen nicht nur ihre Mitarbeiter überdurchschnittlich, sondern liefern auch jene Steuern ab, von denen unsere Städte und Kantone leben.

Natürlich sind KMU und Gewerbe wichtig, aber die Corona-Krise hat gezeigt, dass fast die Hälfte dieser 600 000 Schweizer Firmen finanziell schwach auf der Brust oder sogar bankrott sind. Nur mit dem Geld der Steuerzahler wird es möglich sein, einige von ihnen zu retten. Die Besten tun es selbst.

In den Startlöchern zum Aufschwung

Die Globalisierung soll jetzt zu Ende sein? Bricht dann das Paradies der «grünen und sozialen Schweiz» an, und wir tanzen wieder, uns an den Händen haltend, um den Maibaum? Nein, diese Erwartung ist wenig realistisch. Die starken Unternehmen der Weltwirtschaft von Huawei über VW bis zu Roche, dazu Hunderte anderer, stehen bereits in den Startlöchern zum Aufschwung. Von wo soll das Geld für die Hilfe für die Wirtschaft sonst kommen?

Die Datenkonzerne aus dem Silicon Valley sind präsent, verdienen viel Geld und wollen global ausbauen. Sie haben die Taschen voller Geld, ganz wie viele Finanzkonzerne, und warten nur darauf, in Europa und der Schweiz ein Schnäppchen zu fassen.

Warren Buffett, der bereits einmal die Swiss Re gerettet hat, hortet 140 Milliarden US-Dollar; unsere beiden Grossbanken könnte er vor dem Frühstück kaufen.

Bijou-Firmen zu Tiefpreisen

Die Aktien der EU-Konzerne steigen ebenso wie diejenigen Chinas. Alle Pfeile zeigen nach oben – und viele Pfeile zeigen auf die Schweiz, wo es Bijou-Firmen zu Tiefpreisen zu kaufen gibt. Nicht nur der GC Zürich, einst der berühmteste Fussballklub der Schweiz, der jetzt einer attraktiven Chinesin gehört. Den Altzürchern ging der Schnauf aus, ganz wie bei der Swissair.

Die Chinesen sind vielen Schweizern unheimlich. «Die gelbe Gefahr» steckt noch in den Köpfen vieler älterer Schweizer, die in der Schule damit indoktriniert wurden. Und unsere bürgerlichen Kapitalisten starren voller Schrecken auf dieses kommunistische Grossreich, das sich anschickt, den «freien Westen» in der nächsten Generation zu überholen.

Warum sollten wir uns ins Réduit zurückziehen, wo unser Land jeden zweiten Fran-

ken im Ausland verdient? Im Gegenteil, die Globalisierung gilt es, zu retten. Nur dort ist unsere Zukunft. Dort, in den vier Weltregionen USA, China, Asien und vielleicht auch Indien, wenn die Hindu-Nationalisten es nicht ruinieren, liegen die Märkte und das Wissen. Russland gehört ohnehin zu Europa.

Wir leben im neuen Weltdorf, in dem sich einzurichten, höchste Priorität hat.

Wer diesen Schritt nicht tut, wird verarmen. Die versteckte Armut in unserem Land ist ohnehin schon gross genug. Angst ist ein schlechter Ratgeber im 21. Jahrhundert, da die Globalisierung einen grossen Schritt weiter gehen wird.

Gehen wir ihr entgegen. Angstfrei und fleissig, wie die Chinesen und viele Asiaten es tun.

Klaus J. Stöhlker, Doyen der Unternehmensberater, lebt und arbeitet in Zollikon.



Die wirkliche Welt jenseits der Grenzen ist vielen Jungen garstig und fremd.

Im zweiten Halbjahr kommt Erholung

Martin Scholl steht als Chef der Zürcher Kantonalbank mitten im Auge des Wirtschafts-Hurrikans durch die Corona-Krise. Die Angst vor Kredit-Betrügereien sei übertrieben. Für die Wirtschaft sieht er gar nicht so schwarz. Schon bald werde es wieder kräftig anziehen. *Von Florian Schwab*

Kunden verirren sich momentan selten in die ZKB an der Bahnhofstrasse. Die Schalterhalle im Erdgeschoss präsentiert sich fast leer: «Kaum jemand bezieht noch Bargeld – man kann es ja gar nicht ausgeben», sagt Martin Scholl, als er an dem grossen Konferenztisch («Frisch desinfiziert!») im ersten Obergeschoss seiner Bank Platz nimmt. Trotz des reduzierten Kundenverkehrs ist der Chef sozusagen in Uniform erschienen: dunkler Anzug, kariertes Hemd, gepunktete Krawatte.

Eigentlich hätte die ZKB Ende Mai ihren Pavillon zum 150-Jahr-Jubiläum auf der Landiwiese eröffnen sollen. Doch die Feier wurde aufgrund des Coronavirus auf nächstes Jahr verschoben. «Dann feiern wir eben unser 151-Jähriges», so der ZKB-CEO. Anstatt die Jubiläumsfeier voranzutreiben, hatte Scholl in den letzten Wochen andere Sorgen. Er war eng in die Ausgestaltung der von Bund und Kanton garantierten Hilfskredite für Coronageschädigte Firmen involviert.

«Etwa hundert Anträge pro Tag»

Das Programm des Bundes, erzählt Scholl, sei komplett am Telefon entstanden, ohne physische Sitzungen der Bankenvertreter und der Behörden. Auf Bankenseite federführend: die beiden Grossbanken, Raiffeisen und die Kantonalbanken aus Zürich und der Waadt. Im Vergleich zur Flut von Anträgen in den ersten Tagen nach der Lancierung des Programms, als Tausende Kleinfirmen Kredite bis zu 500 000 Franken beantragten, habe man es «mittlerweile mit einem Rinnsal» zu tun, sagt Martin Scholl in schönstem *Züritüütsch*. «Es sind bei uns vielleicht noch hundert Anträge pro Tag.»

Wie sieht es bei den Krediten zwischen 0,5 und 20 Millionen aus, bei denen der Bund nur 85 Prozent der Kreditsumme garantiert und die Banken eine materielle Kreditprüfung vornehmen? Diese mittelgrossen Firmen hätten in der Regel mehrere Bankbeziehungen, Erfahrung mit Fremdkapital und eine breitere Finanzierungsstruktur, seien allenfalls in Holding-Strukturen eingebunden et cetera. «Damit ist klar: Der Entscheidungsprozess geht länger.» In den nächsten Wochen zeichne sich aber Bewegung in diesem Segment ab. «Das wird kommen.»

Verschiedentlich werden die staatlich garantierten Kreditprogramme kritisiert, weil sie sogenannte Arbitrage-Möglichkeiten eröffnen. Das heisst, Firmen könnten ihre Fremd-



Jubiläumsfeier verschoben: ZKB-Chef Scholl.

kapitalkosten senken, indem sie bestehende Verbindlichkeiten durch die Nullzins-Corona-Kredite ablösen. Umgekehrt könnten sich die Banken damit allfälliger Risiken bei KMU-Krediten entledigen. Und für Firmeninhaber, deren Firma ohnehin kurz vor dem Konkurs steht, könnte sogar ein Anreiz bestehen, sich in die Karibik abzusetzen.

Kaum Kreditausfälle

Aus Sicht von Martin Scholl sind die Befürchtungen übertrieben. «Die Quote möglicher

«Der typische Schweizer Unternehmer will sich nicht auf Kosten des Staates bereichern.»

Missbräuche ist minim.» Seiner Einschätzung nach sind die allermeisten Unternehmer darauf erpicht, das Darlehen möglichst schnell zurückzuzahlen. «Der typische Schweizer Unternehmer will sich nicht auf Kosten des Staates und damit letztlich auf Kosten seiner Nachbarn bereichern.»

Eine Ablösung von bestehenden Verbindlichkeiten mit den Corona-Krediten sei explizit in den Bedingungen ausgeschlossen, «mit entsprechenden Strafandrohungen bis hin zu Freiheitsstrafen». Für die Banken wäre

das auch gar nicht attraktiv. «Keine Bank hat ein Interesse daran, einen bestehenden Kredit mit Zins durch einen zinslosen Kredit zu substituieren.» Die Kreditausfälle im Firmenkundengeschäft hätten in den letzten zehn Jahren aufgrund der guten Wirtschaftsentwicklung «praktisch bei null» gelegen. Auf die Frage, mit welchen Ausfällen der Steuerzahler bei den Corona-Krediten zu rechnen habe, antwortet Scholl, ein tiefer einstelliger Prozentsatz wäre ein sehr guter Wert.

Blick auf die eigene Vorsorge

Hat es den ZKB-Chef erstaunt, wie schnell offenbar gerade beim Kleingewerbe die Liquidität erschöpft sei? «Nein», sagt Martin Scholl. Es sei nun einmal eine Realität, dass die Margen in vielen Branchen zu gering seien, um grosse Liquiditätspolster aufzubauen. «Als Coiffeuse oder selbständiger Spengler geht das in der Regel nicht.» Das habe natürlich auch mit der Einstellung der Kunden zu tun. «Sind wir als Kunden bereit, ein bisschen mehr zu bezahlen, um diese Firmen zu unterstützen, oder schauen wir nur auf den Preis?»

Praktisch gleichzeitig mit Beginn der heissen Phase der Corona-Krise hat die ZKB vor einem Monat ihre App Frankly lanciert, mit der man sein Vorsorgevermögen in der Säule 3a komplett digital verwalten kann. Dies bei sehr tiefen Verwaltungsgebühren (0,48 Prozent, alles inklusive). Die App gilt als eine Herzensangelegenheit des ZKB-Chefs. Wie hat der Markt das Angebot angenommen? «Die Krise ruft uns teilweise schmerzlich in Erinnerung, wie wichtig die eigene Vorsorge ist.» Insofern sei der Zeitpunkt rückblickend fast ideal gewesen. Innerhalb eines Monats habe man fast hundert Millionen Franken an Säule-3a-Geldern akquiriert. Aufgrund der tiefen Verwaltungsgebühren rechne sich das Modell aber «erst bei mehreren Milliarden Franken».

Insgesamt ist die Bank mit dem Geschäftsgang im ersten Quartal zufrieden. Die ZKB gehe vom Szenario aus, wonach es im zweiten Halbjahr 2020 und dann vor allem im nächsten Jahr zu einer deutlichen Erholung der Wirtschaft komme. Man rechne im Moment damit, dem Kanton auch für das Jahr 2020 eine ansprechende Dividende ausschütten zu können. «Ein Rekordjahr wird es aber sicher nicht werden.»

Wer löste den Fehllalarm aus?

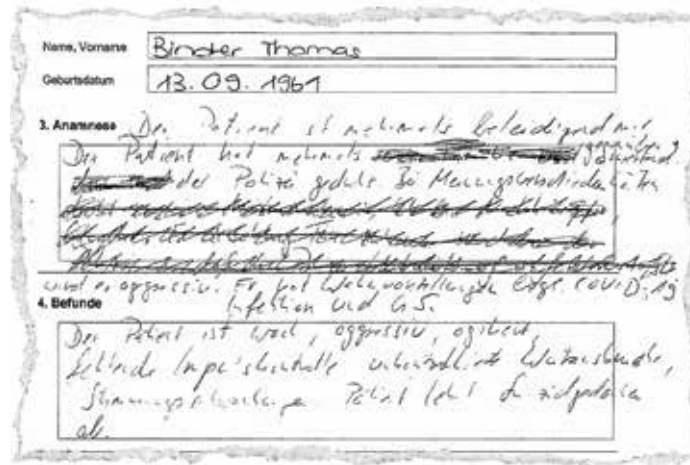
Der am Ostersonntag wegen seinen Kommentaren zum «Corona-Hoax» verhaftete Wetzinger Arzt Thomas Binder ist wieder frei. Die Verdachtsmomente lösten sich in Luft auf. Jetzt ist grosses Schweigen angesagt. *Von Alex Baur*

Nach sechs Tagen war der Spuk vorbei. Am letzten Freitag wurde der Wetzinger Kardiologe Thomas Binder auf Geheiss des Aargauer Verwaltungsgerichtes aus der Psychiatrischen Klinik Königsfelden entlassen, da es weder Anzeichen für eine Fremd- noch eine Eigengefährdung gab. Wie die *Weltwoche* bereits in Ausgabe 16/20 darlegte («Showdown in der Arztpraxis»), war nie klar, worin diese Gefährdung überhaupt bestanden haben soll. In der bisher einzigen Einvernahme konfrontierte die Kantonspolizei Aargau den Arzt mit einer Reihe von Tweets, die sich alle um Covid-19 drehen. Aus Binders Sicht handelt es sich dabei um eine simple Grippe, die aus politischen Gründen zur Pandemie gehypt wurde. Seine Kommentare muten streckenweise obsessiv an, die Theorien abenteuerlich – doch nirgends ist ersichtlich, wen er damit konkret bedroht haben könnte.

Sturm der Sondereinheit Argus

Wie aus den Akten hervorgeht, die der *Weltwoche* vorliegen, informierte Landammann Markus Dieth (CVP) den Polizeikommandanten Michael Leupold am 11. 4. 2020 um 18.42 Uhr, dass Binder «Verschwörungstheorien» über die sozialen Medien verbreite, «eine Armee-Waffe zu Hause geholt und auch geschrieben habe, dass [er] über Ostern eine Lebensaufgabe erfüllen müsse». Die Polizei habe «den Fall als Bedrohung für die amtierenden Regierungsräte und allenfalls weitere Personen» eingestuft. Während die Regierungsräte unter Polizeischutz gestellt wurden, stürmte um 22.28 Uhr die schwerbewaffnete Sondereinheit Argus die Arztpraxis von Binder in Wetzlingen. Obwohl der Arzt keinerlei Widerstand leistete, wurde er zu Boden geworfen und wie ein Schwerverbrecher gefesselt. Anschliessend wurde im Beisein des Wetzinger Gemeindeammanns Roland Kuster (CVP) eine Hausdurchsuchung in Binders Praxis durchgeführt. An seinem Wohnsitz fand man später eine Ordonnanzwaffe, die dort seit zwanzig Jahren unberührt lagerte, allerdings ohne Munition.

Der Amok-Verdacht zerschlug sich offenbar schnell. Jedenfalls stellte die Staatsanwaltschaft nicht einmal einen Haftantrag. Eine Pikettärztin des Regionalgefängnisses Lenzburg verfügte eine Einweisung in die Psychiatrie wegen «Fremdgefährdung bei psychischem Ausnah-



Mit dieser «Anordnung» wurde Binder in die Psychiatrie überstellt.

mezustand» und «Wahnvorstellungen». Wie sie zu dieser Diagnose kam, geht aus der Verfügung, die lediglich aus ein paar rudimentären, handgeschriebenen Notizen besteht, nicht hervor. Der Befund war nicht von Bestand, wurde die Zwangsmassnahme doch nach wenigen Tagen aufgehoben. Die Kesb wurde nie eingeschaltet. Offensichtlich habe man «auf kaltem Weg versucht», Binder via Psychiatrie hinter Gitter zu bringen, kritisierte sein Anwalt.

Wie die Polizei auf die Idee kam, dass Binder ein Massaker anrichten könnte, bleibt schleierhaft. Landammann Dieth liess eine entsprechende Anfrage der *Weltwoche* vor einer Woche unbeantwortet. Gegenüber der *Aargauer Zeitung* wehrte er sich allerdings vehement dagegen, diesen Verdacht selber in die Welt gesetzt zu haben: Er habe lediglich eine Person, die ihn alarmiert habe, an die Polizei vermittelt. Gegenüber der *Weltwoche* präzisiert Dieth nun, dass die ihm bekannte Person nicht gewollt habe, dass ihr Name öffentlich würde. Es handle sich dabei «nicht um eine Amtsperson oder eine Person des öffentlichen Lebens». Er selber habe den Alarm aber nicht gewertet, «diese Beurteilung haben andere vorgenommen». Es treffe zu, dass er den Polizeikommandanten Leupold telefonisch informiert und so den Kontakt hergestellt habe.

Die personelle Konstellation ist von Brisanz, weil sowohl Landammann Markus Dieth wie auch der Wetzinger Gemeindeammann Roland Kuster bestens mit Thomas Binder vertraut sind. Sowohl Kuster wie auch Dieth präsidierten das Regionale Führungsorgan (RFO) des Katastrophenschutzes, dem auch Binder als leitender Arzt angehört. Enge Verbindungen zum Binder-Clan, der im Aargauer Limmattal

gerne mit den Kennedys verglichen wird, gibt es sodann über die CVP. Thomas Binders Bruder Andreas, der Ehemann von Nationalrätin Marianne Binder, gilt als eine der grauen Eminenzen bei der Partei.

Weil er sich mit dem Coronavirus infiziert hatte, befand sich Landammann Dieth Ende März in Quarantäne. Der Arzt Binder versuchte mehrmals erfolglos, ihn zu besuchen. In jener Zeit suchte er auch Kuster im Wetzinger Gemeindehaus auf. Erfolglos versuchte er, ihn davon zu überzeugen, Dieth gemeinsam zu besuchen, was dieser aber abgelehnt habe. Kuster mochte dazu keine Stellung nehmen. Auch mit seinem Bruder Andreas diskutierte der Arzt eifrig über das Thema.

Wahnvorstellungen des Tippgebers

Kurzum: Im Badener CVP-Klüngel war Thomas Binder mehr als bekannt, auch wenn er selber der Partei nicht angehört. Dass man mal in seiner Praxis reingeschaut oder auch die lokale Polizei vorbeigeschickt hätte, falls man den Eindruck hatte, dass der Arzt vor seinem Computer am Durchdrehen war, wäre verständlich gewesen. Doch zu «Drohungen gegen Angehörige und Behörden» und einer Bewaffnung, die man gemäss der offiziellen Medienverlautbarung vermutet hatte, findet sich in den Akten nicht der geringste Beleg. Bis zum Beweis des Gegenteils ist deshalb von einem Fehllalarm auszugehen.

Es gibt zwei Varianten: Entweder war der anonyme Tippgeber den eigenen Wahnvorstellungen anheimgefallen – oder er hatte einen falschen Verdacht platziert, um einen lästigen Kritiker zum Schweigen zu bringen. Das wäre gravierend. Doch im Aargau möchte man den Flop unter den Teppich kehren. Die Behörden verschanzen sich hinter dem Amtsgeheimnis, bei der Limmattaler CVP herrscht totale Funkstille, im Aargauer Medieneintopf übt man sich in diskreter Zurückhaltung.

Klarstellung

Im Artikel «Showdown in der Arztpraxis» konnte der Eindruck entstehen, dass Landammann Markus Dieth die Verhaftung von Dr. Thomas Binder persönlich angeordnet hätte. Dieser Eindruck ist falsch und war vom Autor nicht beabsichtigt.

«Normal ist für mich Luxus»

Loredana Zefi, 24, ist die erfolgreichste Schweizer Musikerin. Die gebürtige Kosovarinerin und alleinerziehende Mutter erzählt im ersten Zeitungsinterview von ihrer Kindheit in Emmenbrücke und ihren Erfahrungen im Rap-Business. Gegen die Betrugsvorwürfe wehrt sie sich. Teil 1. *Von Roman Zeller*

Die Karriere von Loredana Zefi verläuft zwischen Genie und Wahnsinn: Auf der einen Seite jubeln Millionen von Followern, Teenies, die so sein wollen wie «King Lori», wie sie sich nennt, ein Gangsta-Rap-Star mit ganz viel Cash, Markenklamotten und fetten Karren. Auf der anderen Seite steht die angebliche Verbrecherin, gegen die die Staatsanwaltschaft ermittelt. Der Vorwurf: Drohung und Betrug, wie *20 Minuten* im Mai 2019 herausgefunden haben will. Zusammen mit ihrer Familie, dem «Zefi-Clan», soll sie ein Walliser Ehepaar um Hunderttausende von Franken erleichtert, ja eiskalt abgezockt haben, weswegen sie auch der *Blick* vorverurteilte – trotz Unschuldsvermutung, die weiterhin gilt. Die jüngste Anschuldigung: Loredana erhalte Flankenschutz von den Hells Angels, der dubiosen Rockerbande.

Vorurteilslos treffen wir eine gutgelaunte Künstlerin in einem Luzerner Hotel, wo sie mit einem schwarzen Luxusauto vorfährt. Sie trägt einen bunten Seidenanzug, dazu weisse Sneakers, kaum Make-up und spricht mit unmaskierter Offenheit über ihr verrücktes Leben an der Spitze der Deutsch-Rap-Szene, als Frau und alleinerziehende Mutter.

Es ist das erste umfassende Interview mit einer Zeitung, das die zierliche, aber knallharte Blondine gibt. Das Gespräch findet in einem Zimmer mit Versace-Möbeln statt, Loredanas Lieblings-Luxusmarke, währenddem vier schwere Jungs, «meine Jungs», wie sie sagt, allesamt kurzgeschoren, unten auf sie warten.

Frau Zefi, es heisst, Sie seien in einen grossen Betrug involviert. Die Deliktsumme soll mehrere Hunderttausende Franken betragen. Die Staatsanwaltschaft ermittelt. Was ist dran an den heftigen Anschuldigungen?

Vieles ist unwahr. Sehr, sehr vieles. Man merkt relativ schnell, ob mich ein ehrlicher oder unehrlicher Mensch beschuldigt. Aber: Zum Verfahren sage ich nichts, es läuft. Ich habe gegenüber den Staatsanwälten, die versuchen, das Rätsel zu lösen, enormen Respekt. Da will ich nicht reinreden, obwohl es für mich ein Leichtes wäre, zu sagen: «Ey, alles unwahr, es war nämlich so und so. Blablabla.» Aber: Das will ich nicht, der Druck soll nicht noch höher werden. Daher mein Statement:

«Ey, das Verfahren läuft. Die Wahrheit wird kommen.»

Medien wollen Beweise gefunden haben, dass Sie Menschen bedroht haben. Via Whatsapp. Haufenweise Nachrichten sind publik.

Whatsapp-Nachrichten kann man fälschen. Und: Ich war und bin ein Mensch, der ungern schreibt, ich bin gar nicht der Schreiber. Ich telefoniere meistens. Offenbar fand aber ein grosses Herumgeschreibe statt. Angeblich. Aber das mache ich nie.

Es existieren auch Sprachnachrichten, die veröffentlicht wurden. Ihre Stimme ist zu hören.

Keine Ahnung. Ehrlich: Das habe ich mir gar nicht angehört. Wirklich. Nur ein Sprachmemo, megalustig. Ich soll gefragt haben: «Alles gut, Babe?» So was. (*Lacht*) Aber eben: Das Verfahren läuft, die Medien machen dieses Rätsel nur noch grösser. Was ich klarstellen kann: Angeklagt bin ich wegen 350 000

«Eigentlich bin ich nur mit Jungs aufgewachsen, spielte Fussball, Basketball, Pingpong.»

Franken. Die Klägerin aber sagte in einer Zeitung, es seien 650 000, dann irgendwo 750 000, schliesslich waren es sogar 1,5 Millionen. Ja, was denn jetzt? Dieses Spielchen, das sie spielt, ist für mich aber okay. Soll sie doch.

Sie hätten Verbindungen in kriminelle Milieus. Ihrer Familie, dem «Zefi-Clan» wird vorgeworfen, bandenmässige Kriminalität zu betreiben.

Es heisst, mit den Hells Angels. Angeblich.

Wie kommt es aus Ihrer Sicht zu solchen Anschuldigungen?

Einer meiner Leute ist Hells Angel, okay, schön. Und jetzt? Damit habe ich kein Problem. In meiner Gegenwart passiert nichts Falsches oder Kriminelles. Nichts! Und was passiert, entscheide ich, ich bin der Boss! Ich gehöre niemandem, weder einem Label, noch bezahle ich Schutzgeld. Ich stehe auf eigenen Beinen, und bin damit eine der ganz wenigen unter allen Rappern in Deutschland.

Sind Sie komplett unabhängig?

Absolut. Ich habe auch keinen Major-Deal mit einem Label. Ich habe nur einen Verlags- und Vertriebsdeal für meine Songs und

Alben. Sonst bin ich frei. Ich bin meine eigene Gang. Sobald ein Hells Angel neben mir steht, heisst's: «Loredana ist eine von ihnen.» Das ist doch ein Witz ...

Sie haben ein Tattoo, das darauf hindeutet. Ein Bandenzeichen. Ein Hells Angel, dem Sie eine Rolex gekauft hätten, habe das gleiche. Richtig?

Der Typ, der mit mir unterwegs ist, ist einer meiner besten Kollegen. Und ja: Er ist Hells Angel. Aber: Das interessiert mich nicht. Mit unserer Freundschaft hat das nichts zu tun.

Wie geht es mit dem Verfahren weiter? Wie werden Sie sich wehren?

Das Verfahren läuft. Wegen dem Coronavirus wird es wohl verzögert und verschoben. Die Wahrheit wird aber rauskommen. Irgendwann. Und: Ich hatte noch nie ein Verfahren, meine Weste ist weiss, übelst blank. Einzig mein Führerschein wurde mir entzogen, etwas richtig Kriminelles habe ich noch nie gemacht. Dieses Glück, ein echter Gangster zu sein, habe ich gar nicht. (*Lacht*)

Sie kommen aus Emmenbrücke, Ihre Eltern stammen aus dem Kosovo. Ihr Vater arbeitete als Bauarbeiter, Ihre Mutter war zu Hause und kümmerte sich um zehn Kinder. Was muss man wissen, um Sie zu verstehen?

Die vielen Geschwister, sieben Brüder, zwei Schwestern. Zehn sind wir zusammen. Meine Schwestern heirateten früh, bekamen Kinder. Eigentlich bin ich nur mit Jungs aufgewachsen, spielte Fussball, Basketball, Pingpong. Das alles kann ich perfekt. Geht es um Frauensachen wie Schminken, habe ich keine Ahnung. Null. Auch in der Schule kam ich besser mit Jungs zurecht. Man könnte sagen, ich war eher Bub als Mädchen.

Erinnern Sie sich an eine schöne Kindheit?

Es war ruhig, wir lebten normal, nicht arm, aber auch nicht im Luxus. Meine Brüder arbeiteten und versuchten, mir meine Wünsche zu erfüllen. Meine Kindheit war sehr schön.

Was war besonders schön? An welches Ereignis denken Sie?

Wie wir da sassen, an diesem riesig-langen Esstisch. Ich schaute herum und dachte: «Okay, das sind nicht meine Cousinen und Cousins, sondern wirklich meine Geschwister.» Es war so: «Wo bin ich hier gelandet?» Wir waren so, so viele. Dieses Familienverhältnis war riesig, diese Zusammengehörigkeit, auch wenn es schwierig war, weil wir alle verschieden waren: einer ein bisschen



«Würden Sie sich als Feministin bezeichnen?» – «Ich weiss nicht... Ich glaub' nicht. Nein, ich bin normal»: Popstar Loredana.

Bad Boy, der andere Fussballer, und dieser gut in der Schule. Trotzdem waren wir eine Familie, wir hielten übelst zusammen. Noch heute.

Sie absolvierten zehn Schuljahre, danach die KV-Lehre. Was wäre aus Ihnen geworden, wenn nicht Rapperin?

Ehrlich gesagt: keine Ahnung. Den Bürojob hätte ich nicht mehr ausgehalten, das war nicht meine Leidenschaft. Schon damals hatte ich das Gefühl, innerlich, dass ich gross rauskomme. Das klingt vielleicht doof, aber so war es. Ich wusste, ich werde mit Musik zu tun haben. Mindestens im Hintergrund, Songs für andere produzieren, Texte schreiben. Ich wusste, dafür bin ich geboren.

Wann kam die Musik in Ihr Leben?

Ich habe immer Rap-Musik gehört, schon in der Schule, wegen meiner Brüder. Sie hörten Tupac, 50 Cent, es lief immer nur Rap. Irgendwann, so mit siebzehn, lernte ich meinen heutigen Produzenten kennen, Macloud. Mit ihm habe ich dann Musik gemacht, immer für andere, nie für

mich. Er war mein grösster Antrieb, um es selber zu probieren. Dann lernte ich den albanischen Rapper Mozzik kennen. Er ist heute mein Ex-Mann oder Ex-Freund oder was auch immer. Auch er hat mich inspiriert.

Über Social Media gelangten Sie an die Chartspitze. Kometenhaft. Wie kam es zum Durchbruch?

Entscheidend war, dass es das, was ich machte, noch nicht gab in Deutschland. Es gab damals keine deutschen Rapperinnen, ausser Schwesta Ewa. Sie macht aber etwas komplett anderes als ich, bei ihr geht's um eine Frau aus dem Puff, die Musik macht. Ich kam mit Deutschrap, mit Autotune, mit Stimmeffekten. Das nutzte niemand so krass wie ich. Ich wollte schauen, wie ich ankomme, lud einen Kurz-Clip auf Instagram. Innerhalb von zwei Tagen schaffte ich 1,5 Millionen Aufrufe. Crazy! Ich dachte: «Ou, Scheiss, das geht voll ab!»

Wie geht man damit um, dass es einem nicht in den Kopf steigt?

Man gewöhnt sich daran, aber am Anfang freust du dich natürlich. Alle wollen ein Fo-

to, zu niemandem konnte ich nein sagen. Es wird aber uninteressant, sehr schnell. Irgendwann will man einfach Ruhe, etwas trinken gehen, ohne genervt zu werden. Jeder kennt dich, ich dachte: «Ey Loredana, übertreib's nicht.» Es gab Momente, da geht die Nase automatisch hoch.

Was für Momente waren das?

Wenn man ständig Komplimente hört, von höheren Leuten, von Produzenten, den Chefs von Musiklabels. Lob nonstop. Ganz ehrlich: Man wird arroganter, eingebildeter, automatisch. Also fragte ich mich: «Ey, was kann mich auf dem Boden halte? Wer checkt nicht, dass ich Rapperin bin?» Meine Antwort: «Eine Tochter.» So. Und daher wollte ich schwanger werden. Meine Tochter Hana, sie ist eineinhalb, weiss nichts von mir und zeigt mir, was Nächstenliebe ist. Bin ich mit ihr, geht es darum, was für eine Mutter ich bin.

Hana, Ihr Kind, hält Sie fest in der Realität des Lebens?

Ja. Ganz egal wie mein Leben aussieht, wenn ich nach einer Show vor 15 000 Leuten heim-

komme, habe ich Spielzeug vor der Nase, ziehe meinen Pyjama an und spiele mit meiner Kleinen. Ich gebe ihr zu essen und denke: «Ey, ich habe ja voll ein normales Leben.»

Sie wurden jung schwanger, mit 21 Jahren. Haben Sie sich nie gedacht, das könnte zu früh sein?

Den perfekten Zeitpunkt gibt es ja eh nicht. Für mich galt: je früher, desto besser. Und die Situation stimmte: Ich konnte meine Wohnung zahlen, meiner Kleinen etwas bieten. Nicht unbedingt Luxus, aber ein geregelteres Leben.

Wie sieht Ihr Alltag aus? Einerseits sind Sie der knallharte Rapstar, andererseits die alleinerziehende Mutter.

Boa, ich schlafe natürlich nicht mehr wie früher, Katastrophe. Meine Tochter wacht zweimal auf, will trinken, weint. Ich nehme sie dann auf den Arm und kann dann nicht mehr schlafen. Mein Körper ist überfordert: Zwar bin ich megamüde, möchte schlafen, aber ich bin wach, wegen der Kleinen – Mutterinstinkt. Früher hätte man neben mir mit einer Bohrmaschine bohren können und ich wäre nicht aufgewacht, heute reicht die kleinste Bewegung von Hana. Dann, meistens um halb sieben, wacht sie auf, manchmal um fünf, ich gebe ihr Frühstück, wir spielen und legen uns wieder hin. Am Mittag essen wir gemeinsam, das ziehe ich durch. Am Nachmittag erledigte ich meine Termine, geh ins Studio.

Und Ihre Tochter ist bei der Nanny?

Meine Schwester passt auf sie auf. Wie Sie sehen, mein Alltag ist völlig normal.

Wickeln Sie Ihre Tochter selber?

Ja, klar. Alles, ich mache alles.

Wie erziehen Sie Ihre Tochter? Verhältnisschelnd oder streng? Auffällig ist, dem Instagram-Kanal, den Sie für Ihre Tochter führen, folgen 350 000 Follower. Hana trägt Louis Vuitton, Gucci, Nike.

Gleich nach ihrer Geburt war klar: Ich wollten sie in Versace sehen. Das war süß. Aber: Im Endeffekt fühlt sich jedes Baby am wohlsten in elastischen H&M-Leggings. Oder nicht? Erzieherisch merke ich, ich bin eher die Strenge, Mozzik, Hanas Vater, eher der Liebe. Wenn sie etwas will und weint, sagte er: «Bitte, gib es ihr doch.» Ich aber: «Nein. Fertig!» Ich versuche, sie so zu erziehen, wie mich meine Mutter erzogen hat. Früher, wenn wir auf Besuch waren, sass ich in einer Ecke, machte keinen Mucks und berührte nichts, ohne zu fragen.

Was versuchen Sie, Ihrer Tochter mit auf den Weg zu geben? Welche Werte sind Ihnen wichtig?

Selbstständig zu sein, das ist das Wichtigste. Meine Situation als Beispiel: Man ist liiert, kriegt ein Kind, trennt sich dann

aber und ist alleinerziehend. Fakt. Hanas Vater ist nicht da, nicht weil er nicht will, sondern weil es zusammen nicht funktioniert. Ich muss daher alleine klarkommen, das soll auch meine Tochter. Sie muss später selber auf sich schauen können.

Wie ist es, wenn, wie in Ihrem Fall, plötzlich sehr viel Geld ins Leben kommt? Was macht das mit einem Menschen?

Bei mir hat sich nicht viel geändert. Je mehr Geld ich verdiente, desto mehr versuchte ich zu helfen. Meiner Mutter, Brüdern, Schwestern. Ihnen zu helfen, macht mich glücklicher als drei krasse Autos oder eine Villa. Sowieso: Ich liebe alles Normale. Normal ist für mich Luxus.

Ein normales Leben: Was verstehen Sie darunter?

Ich lebe in einer 5,5-Zimmerwohnung, ohne Luxus, ohne Butler, nichts. Gut, meine Aussicht, die Seesicht, die schätze ich, das ist mein Luxus. Aber sonst: Das viele Geld hat mich nicht verändert. Eigentlich krass.

In Ihr Leben als Gangsta-Rapperin wurden Sie schlagartig hineinkatapultiert.

In diesem Business geht es um Geld, Frauen, Uhren, Autos und so weiter. Ja.

Es ist eine Männerdomäne. Testosteron total. Wie behaupten Sie sich in diesem Geschäft?

Das ist es, was mich motiviert: Rapper sind Männer. Alle meine Songs mache ich, um Männern zu zeigen, dass ich es draufhabe. Was er kann, kann ich schon lange. Mehr noch, ich sage: «Ey, ich, als Frau, kauf' mir, was ich will, weil ich's kann, sogar deine

«Meine Ansage lautet: <Ey, was diese Typen können, kann ich besser, und das als Frau!>»

Frau.» Ich kann genauso ein King sein, wenn ich will. Daher nannte ich mein Album nicht «Queen», sondern «King Lori». Ich will die Rap-Krone, die männliche. Meine Ansage lautet: «Ey, was diese Typen können, kann ich besser, und das als Frau!»

Sie adaptieren das Machoverhalten?

Ich habe zwei Persönlichkeiten: Mit Rapper-Kollegen bin ich die Unsympathische, für alle. Ich will Respekt. Rapper sollen mir cool die Hand geben und sagen: «Hey Loredana, was läuft?» Und ich: «Yo, was geht? Alles gut?» Andere Rapperinnen sitzen gleichzeitig halbnackt daneben, lächeln und hüpfen rum. Rapper lachen diese Frauen hinter ihren Rücken aus.

Gangsta-Rap ist bekannt für seine ruppige Sprache. Sexistisch, diskreditierend gegenüber der Frau. Wie denken Sie über frauenfeindliche Texte?

Das ist und wird für Leute ausserhalb der Szene immer rätselhaft bleiben. Wir aber,

die sich damit befassen, kommen klar und wissen, was der Künstler meinte. Meistens sind die Songs gar nicht frauen- oder schwulenfeindlich. Es ist aber schwer, das zu erklären.

Geht es Ihnen um den Flow, den Beat? Weniger um die eigentlichen Texte, die Message?

Absolut. Wenn Bushido sagte, Frau seien scheisse, behandelten mich meine Kollegen in der Schule deswegen nicht anders. Das nimmt doch niemand ernst, der das hört. Es geht um den Rap-technischen Flow. Niemand fragt: «Hä? Meint der das erst, ist der gegen Frauen?»

Wie würden Sie Ihre Musik beschreiben?

Ähm ... Cool.

Klassischer, harter Gangsta-Rap ist es ja nicht.

Nein, überhaupt nicht. Ab und zu ist Gangsta-Rap drin. Aber mein Stil ist melodischer, sicher sehr positiv.

Ein bisschen Feel-Good-Stimmung?

Ja! Ein bisschen Arroganz, von wegen «Ich kaufe alles, was ich will». Es ist aber nicht übertrieben, schön ausbalanciert. Meine Message war eigentlich immer: Ey, ich bin eine Frau, und ich kann, was ein Typ kann, als Frau. Frauenrechte, dafür kämpfe ich. Ich will, dass Frauen zusammenhalten, um gegen Typen anzukommen.

Sie thematisieren das aber nicht in Ihren Texten. Warum eigentlich nicht? Als Künstlerin könnten Sie viel bewegen, ein Millionen-Publikum erreichen.

Meine Fans, die lieben mich, so wie ich bin. Manche versuchen sogar, so zu werden wie ich. Aber das will ich nicht. Daher sage ich: Politik, raus. Privates, raus. Warum? Weil jeder Mensch sich selber finden soll.

Würden Sie sich als Feministin bezeichnen?

Ich weiss nicht ... Ich glaub' nicht. Nein, ich bin normal. Eine Feministin? Das klingt so hart: Feministin ...

Sie sind doch hart. Das würde passen.

Ja, schon. Aber ich weiss nicht so recht, ich halte eher Balance. Feministinnen sind für mich übertrieben. Es geht immer nur um «Frauen! Frauen! Frauen!» – so übel bin ich nicht. Aber: Frauen müssen selbstbewusster werden, das schon. Ich möchte, dass Frauen merken, es ist am coolsten, sein eigenes Geld zu haben und damit Typen das Essen zu bezahlen. Es kommt vor, dass ich mit zehn Jungs esse, dann aufstehe, bezahle und allen einen schönen Abend wünsche. Später kommt die SMS, dass sich das nicht gehöre, weil ich eine Frau sei. Dann ich so: «Kein Ding, alles ist gut.»

Lesen Sie nächste Woche im zweiten Teil des grossen *Weltwoche*-Gesprächs: Loredana über Religion, Politik und ihre Leidenschaft, das Wandern.

Nach dem Schlaf die Panik

Ihr wichtigster Auftrag ist es, die weltweite Ausbreitung neuer Krankheiten zu verhindern. Beim Coronavirus hat die Weltgesundheitsorganisation trotz Warnungen einen Monat zu spät reagiert. Jetzt beginnt ein diplomatisches Seilziehen um ihr Drei-Milliarden-Budget. *Von Florian Schwab*

«Die Gesundheitsversammlung ist ermächtigt, Regelungen zu treffen über sanitäre und Quarantänemassnahmen und andere Vorkehren zur Verhinderung der Ausbreitung von Krankheiten von einem Land ins andere» (Art. 21a der Verfassung der Weltgesundheitsorganisation).

Und wenn Donald Trump Recht hätte? Letzte Woche kündigte der US-Präsident an, die Gelder für die Weltgesundheitsorganisation (WHO) zurückzuhalten. Der Finanzstopp gilt, bis das Handeln der WHO bei der Covid-19-Pandemie ausgeleuchtet ist. Für die internationale Organisation mit Hauptsitz in Genf ist es ein herber Schlag. Fast 15 Prozent ihrer jährlichen Einnahmen von fast drei Milliarden Dollar stammen vom amerikanischen Steuerzahler, dem grössten Sponsor der WHO. An zweiter Stelle folgt die Bill & Melinda Gates Foundation mit fast 10 Prozent.

Die Schweiz ist mit knapp 20 Millionen Dollar im Jahr ein eher unbedeutender Geldgeber. Trotzdem gab die Schweizer Botschaft bei den Vereinten Nationen dem US-Präsidenten auf Twitter Kontra: «Multilateralismus und internationale Kooperation sind zentral, um erfolgreich gegen #Covid zu kämpfen», schrieben die Diplomaten auf Englisch, garniert mit dem Hashtag #MultilateralismMatters.

Die «Vorbereitung, Entdeckung, Vermeidung und Reaktion» bei internationalen Gesundheitskrisen gehören nach eigenem Bekunden zu den Kernaufgaben der WHO. Um ihre Funktion als Wachhund für aufkeimende Gesundheitskatastrophen wahrzunehmen, unterhält sie 149 Büros weltweit, darunter eines in Peking. Ihre rund 7000 Angestellten verdienen jährlich im Schnitt gut 140 000 Franken (steuerfrei). Wer hat also recht? Hat die WHO versagt, oder ist sie Opfer einer Naturgewalt geworden?

«Vergleichsweise unwichtige Themen»

Christopher Snowden vom Institute of Economic Affairs (IEA) in London ist einer der schärfsten Beobachter der WHO. Nach seiner Einschätzung hat sich die Organisation weit von ihrer Mission bei der Gründung nach dem Zweiten Weltkrieg entfernt, nämlich dem global koordinierten Kampf gegen ansteckende Krankheiten. «Bereits in den 1970er Jahren hat sie diesen Fokus verloren und ist zu einer linken politischen Bewegung geworden, welche sich in erster Linie mit vergleichsweise unwichtigen Themen beschäftigt.»

Wird eine neue, ansteckende Krankheit rechtzeitig entdeckt, dann kann sie an ihrem



«Neuer Standard»: WHO-Chef Adhanom.

Ursprungsort eingedämmt und im besten Fall ausgerottet werden, bevor sie sich über den Erdball verbreitet. Beim Coronavirus sieht der Zeitablauf folgendermassen aus: Die erste aktenkundige Warnung an die WHO stammt vom 31. Dezember 2019. Der Gesundheitsminister der Republik Taiwan, Chen Shih-chung (selber Epidemiologe), schrieb ein E-Mail nach Genf. Er berichtete davon, dass in der Stadt Wuhan in China sieben Fälle einer neuartigen Lungenkrankheit aufgetreten seien. In seinem Schreiben führte er weiter aus, dass Patienten «zur Behandlung isoliert» worden seien. Die Isolation der Erkrankten, so Chen später, sei ein klarer Hinweis auf Ansteckungen von Mensch zu Mensch. In der ersten Januarhälfte wurden die Warnungen von Wissenschaftlern auf der ganzen Welt lauter. Trotzdem gab die WHO noch am 15. Januar ein beruhigendes Statement heraus: «Erste Abklärungen durch die chinesischen Behörden haben keine klaren Beweise ergeben, dass es beim neuartigen Coronavirus zu Mensch-zu-Mensch-Übertragungen kommt.»

Erst am 20. und 21. Januar reiste eine Delegation der WHO nach Wuhan. Am 23. Januar verhängte die chinesische Regierung eine strikte Quarantäne über die Stadt. Danach verstrich eine weitere Woche, bevor die WHO den «internationalen Gesundheitsnotfall» im Zusammenhang mit Covid-19 erklärte und einräumte,

dass sich das Virus wohl auch von Mensch zu Mensch übertragen könne.

Hat die WHO die frühen Warnungen in den Wind geschlagen? Oder lag es an mangelnder Kooperation der chinesischen Behörden, dass die Reaktion so langsam erfolgte? Nimmt man die Aussagen der WHO als Richtschnur, dann war die Zusammenarbeit mit den Chinesen jedenfalls vorbildlich. Ende Januar sagte WHO-Chef Tedros Adhanom Ghebreyesus anerkennend, China setze «einen neuen Standard» in der Reaktion auf einen Seuchenausbruch. Bis heute lobt die WHO Peking für die gute

Ihre schärfste Waffe liess die WHO bei Covid-19 in der Schublade.

Zusammenarbeit in den höchsten Tönen. WHO-Kenner Christopher Snowden vom IEA findet es begreiflich, dass die WHO keinen diplomatischen Krieg mit China anzetteln will. «Aber es ist unverständlich, dass sie bis heute das Zudecken und Herunterspielen der Gefahr durch China unterstützt.»

Tatsache ist: Der verlorene Monat hat alle Chancen zunichtegemacht, die Pandemie im Keim zu ersticken. Laut einer Studie der Universität Southampton in Grossbritannien hätte eine um eine, zwei oder drei Wochen frühere Verhängung der Quarantäne über Wuhan 66 Prozent, 86 Prozent oder 95 Prozent der Ansteckungen verhindert. Tatsache ist auch: Artikel 21 der WHO-Verfassung hätte es Genf erlaubt, die Isolation von Reisenden aus Risikogebieten weltweit anzuordnen. Bei Covid-19 geschah dies nicht. Ihre schärfste Waffe gegen die Ausbreitung von Krankheiten liess die WHO bei Covid-19 in der Schublade. ○



Kenny Eichenberger,
Kenny's Autocenter
Wettingen

«Als Unternehmer, dem Gesundheit und Sicherheit für alle wichtig sind, bin ich enttäuscht über den Bundesrat. Der Ausstieg in Zeitlupe fügt unseren Betrieben weitere gewaltige Schäden zu. Man darf den Schweizern eigenverantwortliches Verhalten zutrauen, gerade in einer Krise. Öffnet die Schulen, öffnet die Wirtschaft!»

Was Sebastian Kurz besser macht

Zu spät, zu langsam, zu zaudernd: Europas Politiker machen in der Corona-Krise keine gute Figur. Einer gibt den Takt an: Österreichs Bundeskanzler Sebastian Kurz. Nicht nur in der Schweiz fragt man sich: Wie macht er das? *Von Wolfgang Koydl*

Die deutsche *Bild* bildet sich viel auf ihre Schlagzeilen ein: Die sind originell, polemisch, manchmal sogar witzig. Der Tod der Originalität ist freilich ihre Wiederholung – ein Fehler, der dem Blatt gern bei Österreichs Kanzler Sebastian Kurz unterläuft. «So einen brauchen wir auch», pries die Zeitung erst neulich wieder die Corona-Massnahmen aus Wien. Vor zweieinhalb Jahren klang das schon einmal so ähnlich: «Warum haben wir nicht so einen?», lamentierten die Blattmacher aus Berlin. Bei manchen Deutschen scheint die Sehnsucht nach einer starken Führungspersönlichkeit aus Österreich wohl noch immer wach.

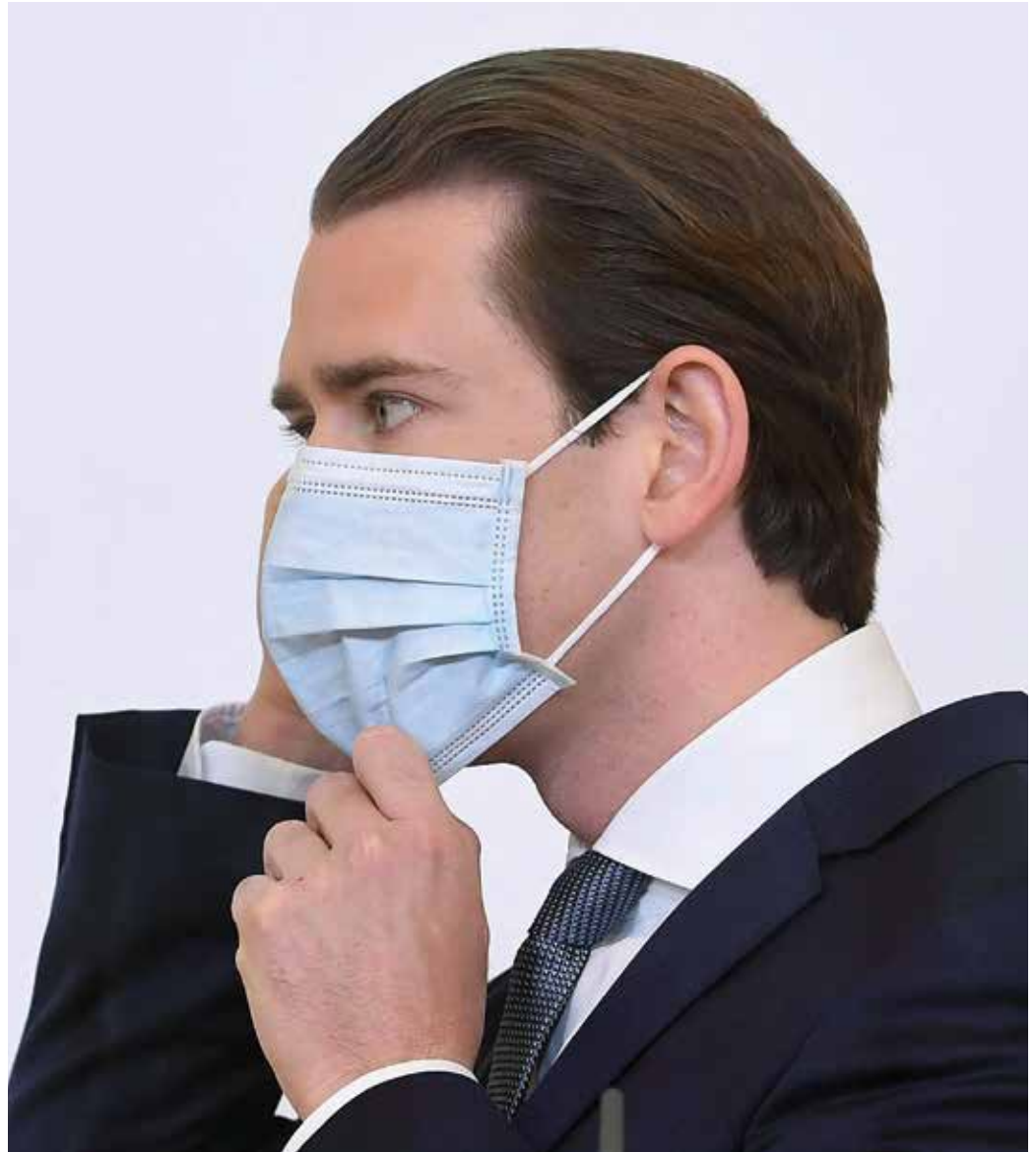
Tatsächlich zeigt Kurz im Kampf gegen Covid-19 erstaunliche Führungsqualitäten. Seine beinahe täglichen Pressekonferenzen sind fast Kult: Kerzengerade steht er hinter Plexiglas und vor schneeweissem Hintergrund. Der Anzug körpernah und elegant, die Atemschutzmaske wirkt bei ihm wie ein unverzichtbares Mode-Accessoire. Kongenial ergänzt der grüne Vizekanzler Werner Kogler das Bild vom schlanken Ritter: Rundlich und ein bisserl gschlampert, verkörpert er den getreuen Knappen.

Was Kurz der Nation sagt, ist oft hart, immer klar und stets frei von Beschönigungen. Er scheute sich nicht einmal, den gemütlichen Österreichern «Leid und Tod für viele» vorherzusagen. Zugleich verspricht er Hoffnung, zeigt er Perspektiven. Vor allem liest er nichts von einem Zettel ab. Er blickt offen und unverwandt in die Kameras. Die Botschaft: Ich habe nichts zu verbergen.

Härte, Vorsicht und Verständnis

Im Gegensatz zu anderen Regierungschefs faselt Sebastian Kurz nicht von «Bürgerinnen und Bürgern», sondern spricht seine Landsleute direkt an: «Danke, liebe Österreicherinnen und Österreicher.» So nimmt man es ihm auch ab, wenn er Österreich in diesen schweren Zeiten «ein Team» nennt. Kaum zu glauben, dass dieser staatsmännische Alpen-Churchill erst 33 ist. Die Österreicher danken es ihm mit nahezu blindem Vertrauen. Seine Zustimmungswerte liegen bei über 70 Prozent – das gab's noch nie in der Zweiten Republik.

Kurz' Mischung aus Härte, Vorsicht und Verständnis hat Österreich zum Taktgeber in der Corona-Krise gemacht. Als eines der ersten Länder in Europa verfügte man Laden- und Grenzschiessungen. Als eines der ersten



Selbst die Grünen stehen nibelungentreu zum Kanzler: Regierungschef Kurz.

Länder konnte Wien nun Lockerungen ankündigen. Seien es Schulschiessungen, Ausgangssperren, Maskenpflicht oder nun die Rückkehr in die «neue Normalität»: «Österreich war uns immer einen Schritt voraus», räumte sogar die deutsche Kanzlerin kleinmütig ein. Ein grosses Eingeständnis, denn Angela Merkel ist keine Freundin des Amtskollegen aus Wien.

Nicht, dass Österreich keine Fehler gemacht hätte. Es gilt als sicher, dass Nordeuropas Erstinfektionen zwischen Island und Hamburg von Urlaubern aus dem Tiroler Ferienort Ischgl eingeschleppt wurden. Trotz Warnungen liefen dort *Après-Ski* und Lifts munter weiter. Doch seit dieser Panne hat Wien fast alles richtig gemacht.

Auch in der Schweiz, die den Alpennachbarn oft geflissentlich ignoriert, blickt man mit einer Mischung aus Erstaunen, Bewunderung und Neid auf Österreich, gerade weil es dem eigenen Land nicht unähnlich ist: vergleichbar gross nach Fläche und Einwohnern, mit langen Grenzen zu Deutschland und vor allem zum Krisennachbarn Italien, der lange das Epizentrum der Epidemie in Europa war.

Doch gerade im Umgang mit Italien zeigten sich die Unterschiede im Umgang mit der Krise. Derweil man in Bern eine Schliessung der Grenze zum akut gefährdeten Tessin noch kategorisch ausschloss, setzten die Österreicher bereits am 23. Februar den Zugverkehr über den Brenner aus, nachdem im Eurocity

von Venedig nach München zwei Infizierte entdeckt worden waren. Zu diesem Zeitpunkt waren in Italien gerade mal drei Personen der Seuche erlegen.

Es war eine erste, wichtige Lehre von der Corona-Front: Wer ideologisch verblendet an offenen Grenzen für alle und für alles festhielt wie Angela Merkel oder Simonetta Sommaruga, fiel im Kampf gegen das Virus gefährlich zurück. Wer hingegen schon immer den Wert der Abschottung gegen äussere Gefahren kannte, errang einen Vorteil bei der Eindämmung der Infektionen.

Wert der Abschottung

Am 7. März stellte Wien den Flugverkehr aus Bologna und Mailand ein – zusätzlich zu Flügen aus Südkorea, China, Frankreich, Spanien und dem Iran. Nur vier Tage später senkten sich die Schlagbäume am Brenner: Nur

Gerade im Umgang mit Italien zeigten sich die Unterschiede im Umgang mit der Krise.

Durchreisende oder Österreicher durften fortan aus Italien einreisen. Erstere ohne Stopp bis zur Ausreise, Letztere nonstop in eine vierzehntägige Quarantäne.

Ohne Murren fügten sich seine Landsleute, als Kurz die Nation «auf Notbetrieb» herunterfuhr. Keine Selbstverständlichkeit in einem Land, in dem der Staat grundsätzlich kein grosses Vertrauen geniesst und das Granteln zweite Natur ist. Doch die Ergebnisse der Politik der harten Hand sprechen für sich: Nur 443 Corona-Tote wurden bislang in Österreich gezählt, bei knapp 15 000 Infizierten. In der gleich grossen Schweiz sind es dreimal so viele Tote (1344) und fast doppelt so viele Infizierte. *Felix Austria.*

Mehr als in anderen Ländern sind diese Erfolge zu einem grossen Teil Sebastian Kurz persönlich zu danken. In Österreich sind nicht Virologen, Minister oder Ministeriumssprecher die Gesichter in der Krise. Es ist der Kanzler. Er hat Corona zur Chefsache gemacht, er trifft die Entscheidungen, und er vermittelt überzeugend, dass er zu diesen stehen will.

Dabei helfen ihm einige landesspezifische Umstände, die seine Kollegen in der Schweiz oder in Deutschland nicht haben. Da ist zum einen sein handzahmer Koalitionspartner. Österreichs Grüne hatten schon die knallharte Linie von Kurz in der Migrationspolitik geschluckt, derweil ihre Parteifreunde anderswo in Europa auch jetzt noch die Grenzen offen halten wollen für «Schutzsuchende». Nun stehen sie auch in der Corona-Krise nibelungentreu zum Kanzler.

Zum anderen stellen sich ihm die Bundesländer zwischen Vorarlberg und dem Burgenland nicht in den Weg. So stark ausgeprägt wie

in den Schweizer Kantonen waren Eigenständigkeit und Eifersüchteleien im föderalen System Österreichs ohnehin nie. Aber auch Deutschlands Bundesländer fordern mit mehr Nachdruck ihren eigenen Weg aus der Krise ein, als dies in Österreich der Fall ist.

Österreichs Landeshauptleute neigen eher dazu, den Vorgaben aus Wien zu folgen. Das ist weniger ein Erbe imperialer k. u. k. Servilität als vielmehr die frische Erinnerung daran, wie Kurz auf seinem strammen Durchmarsch zur Machtübernahme in der Österreichischen Volkspartei die einst mächtigen ÖVP-Landesfürsten kaltblütig ausschaltete.

Keine fünf Monate brauchte er damals, um die Partei im Handstreich zu übernehmen. In der ÖVP blieb kein Stein auf dem anderen. Sie salbte ihn zum Alleinherrscher. Nicht einmal ihre angestammte Parteifarbe durften die Schwarzen behalten: Nun kommen sie in Türkis daher. Es war das erste Beispiel für Kurz' Hang zum autoritären Durchgreifen. Vom «Wunderwuzzi», wie man ihn einst verspottete, war ihm nichts mehr anzumerken.

Damals im «Geilomobil»

Heute erscheint es geradezu undenkbar, dass der oberste Corona-Manager einst in einem «Geilomobil» in den Wahlkampf zog. Nur heisse Luft und keine Substanz, so schätzte man Kurz damals ein. Inzwischen wissen alle, dass in diesem vermeintlichen Salzburger Nockerl ein harter Kern steckt.

Das Ausland nahm den österreichischen Kanzler zum ersten Mal Anfang 2016 wahr, als er Merkels Willkommenskultur einen «schweren Fehler» nannte. Kurz belies es nicht bei Worten. Ohne Berlin auch nur zu informieren, lud er die Balkanstaaten nach Wien ein und vereinbarte mit ihnen die Schliessung der Balkanroute. Es war ein ungeheurer Affront des vermeintlichen Politik-Lehrbuben für Europas mächtigste Politikerin.

Heute, in dieser grossen Krise, sind unerschütterliche Selbstsicherheit und Führungskraft, wie Kurz sie zeigt, unverzichtbar. Andere Politiker scheitern oder wachsen an solchen Herausforderungen. Kurz vermittelt den Eindruck, als ob er schon vorher längst ausgewachsen gewesen wäre. ○



Roger Kunz,
CEO Auto Kunz, Wohlen

«Die Sicherheit und Hygienevorschriften beim Autoverkauf sind durch die grosszügigen Platzverhältnisse und die tiefe Frequenz sichergestellt. Deshalb haben auch die Händler in Deutschland und Oesterreich wieder geöffnet. Der Bundesart muss den Verkauf jetzt öffnen.»



Inside Washington

Die Angebotete

Trump-Gegner beknieen die «am meisten bewunderte Frau der Welt».

Der Puls der Demokraten rast. Neuerdings wagen es Parteioberer, von der unwahrscheinlichen Möglichkeit zu träumen, dass die ehemalige First Lady Michelle Obama sich Joe Biden als Kandidatin für das Vizepräsidentium 2020 anschliessen könnte.

«Ich würde sie im Handumdrehen nehmen!», schwärmte Biden auf einem Lokalsender im *swing state* Pennsylvania. «Sie ist brillant. Sie kennt sich aus.» Sie ist zufällig auch die populärste Figur in der Demokratischen Partei, die ihren Ehemann, den zweimaligen Präsidenten Barack Obama, mit 92 Prozent Zustimmung bei demokratischen Wählern verdrängt hat. Pfarrer Al Sharpton, Nachrichtenmoderator und spirituelles Urgestein der Demokraten, gesteht dem Magazin *Politico*, dass er täglich dafür betet, dass der Megastar den Ruf erhört.

Frau Obama wird derzeit von der Londoner Analysefirma You Gov als die «am meisten bewunderte Frau der Welt» eingestuft. Gemäss Berichten befindet sie sich in Gesprächen mit dem Biden-Team, um – wie es ihr Mann jüngst getan hat – einen Werbespot für Joe aufzunehmen und um ihr opulentes, mit Stars bestücktes Fundraising-Adressbuch zu öffnen.

Enge Vertraute Obamas dämpfen die fieberhaften Hoffnungen. Der ehemalige Präsidentenberater David Axelrod sagt gegenüber *Politico*, dass er «über alle Massen schockiert wäre», wenn sie ins Rennen steigen würde. Obama selbst schrieb in ihren Bestseller-Memoiren von 2018: «Ich werde es hier direkt sagen: Ich habe nicht die Absicht, für ein Amt zu kandidieren, niemals.»

Fest steht allerdings: Bis zu 9,2 Millionen Barack-Obama-Wähler sind 2016 zu Donald Trump gewechselt. Michelle Obama könnte den dringend benötigten Zauber versprühen, um sie zurückzuholen, Biden als Sieger über die Ziellinie zu bringen, die gespaltene Partei zu einen und das Erbe Obamas wiederherzustellen. *Amy Holmes*

So schürt man Angst

Er ist Amerikas einflussreichster Talkmaster der Linken. Nun ist ihm ab der apokalyptischen Corona-Berichterstattung vor der ganzen Nation der Kragen geplatzt. Im *Weltwoche*-Gespräch äussert er sich abwechselnd angewidert, zornig und ratlos angesichts der Sensationsmache. Von Amy Holmes

Bill Maher hat die Nase voll – voll von dem Coronavirus-«Panic Porn», wie er sich ausdrückt. Am vergangenen Freitag schimpfte der provokante Comedian und TV-Moderator in der HBO-Talkshow «Real Time» über die apokalyptischen Meldungen der Mainstream-Medien und die panikgetriebene Berichterstattung in Sachen Covid-19-Pandemie.

«Apokalypse? Echt?», fragte er seine vier Millionen wöchentlichen Zuschauer. «Weil die meisten von uns zu Hause sitzen, geliefertes Gras rauchen und nicht genug von einer Show über einen schwulen Zoobesitzer kriegen können» – gemeint ist «Tiger King», die neue Netflix-Serie, die gegenwärtig in Shutdown-Amerika für Furore sorgt. «Die Medien sollten sich beruhigen und uns wie Erwachsene behandeln», so Maher weiter.

New York Times im Boulevard-Modus

Seit zwei Wochen begeistert der linksliberale, progressive Talkshow-Star, der zahllose Prominente interviewt hat (von Brad Pitt und Salman Rushdie über Barbra Streisand bis zu Snoop Dogg, Jerry Seinfeld und Jane Goodall), die konservative Blogosphäre mit seinen frechen und erfrischenden Kommentaren zur Corona-Pandemie. Unlängst lobte der erzkonservative texanische Senator Ted Cruz auf Twitter den Talkshow-Master als «einen der wenigen in Hollywood, die willens sind, Kritik an den chinesischen Kommunisten zu üben».

Als grosse Anhängerin und gelegentlicher Gast in seiner Show beschloss ich, Kontakt zu Maher aufzunehmen, um ihn zum Umgang der Medien mit der massivsten Krise dieses Jahres zu befragen. Während unseres zwanzigminütigen Gesprächs äusserte er sich abwechselnd irritiert, angewidert, zornig und ratlos angesichts der Sensationsmache, die sich in die Medien eingeschlichen hat – mit, wie er sagt, schmerzhaften, realen Konsequenzen.

Maher nennt ein klassisches Beispiel: «Die *New York Times* schrieb auf der letzten Seite des ersten Teils: <Die wir verloren haben>. Das waren Kurzbiografien von sechs Personen. Vier von ihnen waren unter fünfzig. Wenn ich es nicht genau verfolgt und nur diese eine Meldung gesehen hätte, würde ich annehmen, dass zwei Drittel derjenigen, die am Coronavirus sterben, unter fünfzig sind. Das finde ich irreführend.»

Ob er glaube, dass die Medien absichtlich bestimmte Personen herausgriffen und damit die öffentliche Wahrnehmung der besonders ge-



«Apokalypse? Echt?»: Talkmaster Maher.

fährdeten Risikogruppen verzerrten? Maher, selten um eine Antwort verlegen, ist tatsächlich sprachlos. «Warum machen die das?», fragt er. «Ich verstehe, dass die Boulevardpresse so vorgeht, weil es einfach dramatischer ist. Ich möchte mir nicht vorstellen, dass das die Motivation der *New York Times* ist. Aber bleibt mir eine andere Wahl?» Er denkt über die Frage nach und sagt dann: «Das grenzt schon an Boulevardjournalismus. So schürt man Angst.»

Maher weist darauf hin, dass nicht erklärt werde, warum die genannten Personen an dem Virus starben, obwohl die Leser auf diese Weise über wichtige Risiken informiert würden. «Als jemand, der an den Fakten interessiert ist, will ich nicht lesen, was ihre Hobbys waren oder wie beliebt sie waren. Ich hätte gern erfahren, welche Vorerkrankungen sie hatten. Warum sind diese Unter-50-Jährigen an Covid-19 gestorben, was ja eher selten vorkommt?»

Und die emotionalisierte Berichterstattung treibe die Politik an. Je mehr die Presse den Ton verschärfe, desto stärker gerieten Politiker unter Druck. Maher: «Es besteht die Gefahr, dass Politik auf der Grundlage von Angst gemacht wird und nicht auf der Grundlage von Vernunft. Es besteht die Gefahr, dass wir unsere Wirtschaft zugrunde richten und die Wirtschaft der ganzen Welt. Wie werden wir in einem Jahr auf diese Krise zurückschauen? Wenn

die ganze Welt in einer grauenhaften Rezession steckt, wird das im Nachhinein nicht so gut aussehen.»

Trotz seiner schwindelerregend erfolgreichen Karriere, die ihm zu Wohlstand (und Scharen junger Bewunderinnen) verholfen hat, denkt Maher mit Sorge an die Probleme, die der Shutdown für Arbeiterfamilien und die Mittelschicht bedeutet. «Viele Leute können sich das nicht leisten. Sie müssen zur Arbeit gehen. Sie haben nichts zu essen. Was sie verdienen, reicht immer nur bis Monatsende.» Seine Stimme wird dringlicher: «Ein Ausflug ans Meer? Kommt überhaupt nicht in Frage. Sie kämpfen ums Überleben. Sie stehen für Essen an. In Van Nuys, Kalifornien, ist die Schlange der Bedürftigen über eine Meile lang. Das ist eine Tatsache, die man nicht wegdiskutieren kann. Irgendwann werden wir eine Rechnung anstellen müssen. Früher waren solche Kosten-Nutzen-Rechnungen eine grundlegende Überlegung.»

Maher schweigt. Wir beide denken an die persönlichen wirtschaftlichen Katastrophen, die sich für Millionen von Amerikanern düster am Horizont abzeichnen. «Man kann nur hoffen, dass sich bald etwas ändert», sagt er schliesslich, auch wenn er nicht sehr hoffnungsvoll klingt. Mit diesen Worten endet unser Gespräch.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

«Die Unterschiede werden klein sein»

Schweden verblüfft die Welt. Statt auf Lockdown setzt Stockholm auf Eigenverantwortung. Man werde nicht mehr Corona-Tote beklagen als anderswo, ist Epidemiologe und Regierungsberater Johan Giesecke überzeugt. Aber die Wirtschaft bleibe von massiven Schäden verschont.

Die Welt kriegt den Mund nicht zu vor Stauen, wenn Bilder aus Schweden über den Bildschirm flimmern. Wo anderswo gähnende Leere herrscht, flanieren dort Menschen unter Kirschblütenbäumen. In den Kneipen wird getafelt und gebechert. Die Behörden empfehlen, zu Hause zu bleiben, aber es gibt keine Kontrollen. Ansammlungen von bis zu fünfzig Leuten sind erlaubt, Geschäfte, Grund- und Mittelschulen bleiben geöffnet.

Schweden habe sich bereits im Januar entschieden, «dass die Massnahmen, die wir gegen die Pandemie ergreifen, auf gesicherten wissenschaftlichen Beweisen basieren sollten», sagt Professor Johan Giesecke. Er zählt weltweit zu den führenden Epidemiologen und berät die Regierung in Stockholm und den Staatsepidemiologen Anders Tegnell in der Corona-Krise. «Wir wissen seit 150 Jahren, dass Händewaschen bei der Eindämmung einer Epidemie hilft.» Für die meisten anderen Massnahmen der übrigen Länder wie Grenzschliessungen, Schulschliessungen oder Social Distancing gebe es hingegen fast keine wissenschaftlichen Belege, dass sie etwas nützten, so Giesecke im Interview mit Unherd.com, einem Newstoportal, das sich Reportagen gegen den Mainstream verschrieben hat.*

Schweden verzeichnete Anfang Woche 1765 Corona-Tote. Eine verhältnismässig hohe Zahl, verglichen mit den skandinavischen Nachbarländern. Doch Giesecke gibt sich überzeugt, dass Schweden letztlich nicht schlechter dastehen wird als der Rest der Welt. «Die Unterschiede zwischen den Ländern werden ziemlich klein sein.»

Sterberate «viel, viel tiefer» als behauptet
Trotz drakonischer Massnahmen würden andere Staaten nicht substanziell mehr Leben retten. Der einzige Unterschied seien die wirtschaftlichen Folgen, die in Schweden massiv milder ausfielen als anderswo. Giesecke vergleicht Covid-19 mit einem «Tsunami einer gewöhnlich ziemlich milden Krankheit, die über Europa hinwegzieht». Mit «ziemlich mild» meint er, dass «die meisten Leute, die sie bekommen, kaum bemerken, dass sie krank sind».

Er ist überzeugt, dass die effektive Sterberate «viel, viel tiefer» liege als bisher in Medien

und Wissenschaftskreisen diskutiert. Sie liege auf dem Niveau einer «ernsten Grippezeit», bei «ungefähr 0,1 Prozent». Die hohen Sterblichkeitsraten rührten daher, dass man von viel zu tiefen Infektionszahlen ausgehe. In Schweden und anderswo sei «ein substanzieller Teil der Gesellschaft bereits mit dem Virus infiziert», da sei er sich sicher, der werde aber in den Berechnungen nicht einkalkuliert.

Giesecke spricht in unaufgeregt-nüchternem Ton. Die richtige Politik sei es, nur die Al-



Fehlgeleitete Politik: Epidemiologe Giesecke.

ten und Gebrechlichen zu schützen. Nach der hohen Sterberate in Schweden gefragt, erklärt er, in seinem Land würden aufgrund der lockeren Massnahmen einige ältere und besonders gefährdete Menschen früher aus dem Leben scheiden, die anderswo etwas später auch sterben würden. «Ihr Leben wird um einige Monate verkürzt», so der Schwede. Die Staaten mit rigorosen Sicherheitsmassnahmen könnten letztlich aber nicht mehr Leben retten. «Wenn man dort mit der Exit-Strategie beginnt, wird man Tote verzeichnen, die wir bereits gehabt haben.»

In der vielbeschworenen Exit-Strategie, vor der nun die meisten Länder stehen, sieht Giesecke eine heikle Herausforderung voller Risiken. Man müsse dosiert mit einzelnen Lockerungen beginnen. «Wenn man zum Bei-

spiel die Schulen wieder öffnet und die Todeszahlen wieder steigen, muss man wieder zurückbuchstabieren und eine andere Lockerung ausprobieren», sagt Giesecke. «Eine wachsende Zahl an Todesfällen wird Teil einer solchen Exit-Strategie sein.»

Shutdown mit mehr Schaden als Nutzen

Im europaweiten Shutdown sieht Giesecke eine fehlgeleitete Politik, die mehr schade als nütze. «Als ich zum ersten Mal von den drakonischen Massnahmen hörte, fragte ich mich: «Hat einer der starken, entschlossenen Politiker je einen Gedanken daran verschwendet, wie wir da wieder rauskommen?»» Mit Verweis auf diktatorische Trends in Osteuropa sagt er: «Die Auswirkungen können riesig sein, wir haben noch nicht einmal begonnen, sie zu sehen.»

Für die grosse Unsicherheit in der Bevölkerung, die seit Beginn der Pandemie um sich greift, zeigt Giesecke Verständnis. «Es ist eine neue Krankheit, viele Menschen sterben, man weiss nicht genau, was passieren wird. Und die Furcht vor Ansteckung ist in den Menschen fast genetisch verankert.» Weniger Nachsicht hat er mit auftrumpfenden Politikern. Mit der Krise sähen sich politische Entscheidungsträger aufgefordert, «Stärke, Entschlossenheit, Macht zu zeigen». China habe mit seinen rigorosen Massnahmen den Ton angegeben. «Aber wir können uns nicht mit China vergleichen, das ist eine andere Welt.» Dort

könne man Menschen in ihren Häusern einschweissen. Aber in einer Demokratie gehe das nicht. Nach drei, vier Wochen sagten die Leute: «Ich kenne niemanden, der Covid hatte, und ich will raus, ich will in die Kneipe.»

Giesecke rechnet damit, dass Schweden in ein paar Monaten wieder zur Normalität zurückkehren kann. Mit durchschnittlich nicht mehr Toten als sonst wo, aber mit einer Wirtschaft, die deutlich weniger Schaden erlitten hat als in den meisten anderen vom Coronavirus betroffenen Ländern.

Aufgezeichnet von Urs Gehrig

* Das Gespräch wurde von UnHerd.com geführt. Das Videointerview in voller Länge auf www.weltwoche.ch/Dokumente

«Ich bemühe mich um Gelassenheit»

Reinhold Messner spürt die Corona-Krise am eigenen Leib. Der berühmteste Abenteurer unserer Zeit befürchtet ein Hotelsterben. Er plädiert für eine rasche Öffnung der Landesgrenzen. Und gibt Tipps gegen den Koller im häuslichen Basislager. *Von Urs Gehrig*

Er bestieg als erster Mensch sämtliche vierzehn Achttausender der Welt. Er bezwang den Mount Everest ohne Sauerstoffgerät. Und er durchquerte die Antarktis. Dabei war der Tod sein ständiger Begleiter. 1970 stürzte sein Bruder auf einer gemeinsamen Tour im Himalaja in die Tiefe. Und dennoch scheint das Leben des Reinhold Messner irgendwie grenzenlos zu sein. Frisch aus Äthiopien zurück, wo er mit seiner Freundin Bergvölker studierte, trat er seine neue Vortragsreise an. Doch nach vier Vorstellungen war Schluss. Das Coronavirus hat auch den berühmtesten Abenteurer unserer Zeit eingeholt und seinem bewegten Leben eine Zwangspause auferlegt. Wir erreichen ihn telefonisch in München.

Herr Messner, Sie sind topfit. Aber dem Virus ist es nun einmal egal, wie viele Achttausender ein Mensch bestiegen hat. Als 75-Jähriger gehören Sie zur Risikogruppe. Haben Sie sich isoliert, oder wagen Sie sich noch nach draussen?

Als meine Vortragsreise unterbrochen werden musste, kamen wir nach München, wo ich seit langem eine Wohnung habe. Meine Freundin ist Luxemburgerin und konnte nicht zu meinem Wohnort in Südtirol, nach Italien, reisen, also sind wir in München geblieben. Wir gehen jetzt einmal am Tag raus, spazieren an der Isar, das ist erlaubt zu zweit. Wir halten Abstand. Natürlich hätte ich lieber mehr Freiraum, aber ich akzeptiere die Regeln und komme mit ihnen tadellos zurecht.

Die Natur ist wieder zu einem beliebten Fluchtort geworden. Was sagen Sie zu Leuten, die in den Bergen Schutz vor dem Virus und Kraft in der Krise suchen?

Die Leute, die jetzt in die Berge fahren, sind am wenigsten eine Belastung für andere Menschen. Sie werden aber zur Belastung, sollte ihnen etwas zustossen. Dann könnte es in den Spitälern, wo Betten für Corona-Patienten reserviert sind, zu Engpässen kommen. Ich hoffe, dass es bald zu Lockerungen kommt. Die Rückkehr zur Normalität wird zwar langsam vonstattengehen, weil die verantwortlichen Politiker natürlich mit Vorsicht agieren, um ja keinen Fehler zu machen. Die Menschen werden unruhig, einige werden aggressiv, viele fürchten um ihre Arbeit. Dieses Virus ist zwar unter Um-

ständen tödlich, aber trifft nur eine relativ kleine Zahl von Menschen, wenn man bedenkt, was beispielsweise Fettleibigkeit an Folgen nach sich zieht. Darüber diskutiert niemand.

Der Schaden an der Wirtschaft ist bereits immens und wächst mit jeder Minute. Es kommt zum Zielkonflikt: wirtschaftliches Überleben versus Menschenleben. Gestatten Sie folgenden Vergleich: Auf einer Bergtour erleidet das schwächste Mitglied der Seilschaft einen Koller. Die Rettung des Erkrankten stellt das Überleben der gesamten Expedition in Frage. Ist es ethisch vertretbar, das Leben aller für die Rettung eines Lebens aufs Spiel zu setzen?

Es ist in diesem Zusammenhang sehr schwierig zu sagen, wo das schwächste Glied ist. Ist es am Ende der Mensch, der arbeitslos wird, der plötzlich ins Nichts fällt, der keine Arbeitslosenversicherung, keine Rentenversicherung hat? Es ist eine Frage der Zeit, bis er dem Sterben ausgeliefert ist. Viele Unternehmer haben schon nach wenigen Monaten Zwangspause keine Chance mehr, ihren Betrieb nach der Krise fortzuführen. Ich erfahre das am eigenen Leib. Mit meiner Tochter führe ich sechs Museen, in der Summe sind sie das erfolgreichste Bergmuseumsprojekt weltweit. Die Spesen laufen weiter, aber wir haben keine Einnahmen, wahrscheinlich über das ganze Jahr hinweg nicht. Wenn der Tourismus einbricht, müssen wir diese sechs Häuser schliessen. Je besser wir das Coronavirus in den Griff kriegen, desto schneller sollte die Wirtschaft wieder in Betrieb gehen.

Sie haben sich regelmässig Extremsituationen ausgesetzt und die Kunst des Überlebens perfektioniert. Nun sucht die Extremsituation uns alle heim. Welchen Überlebensstipp können Sie den Menschen in der gegenwärtigen Krise geben?



Cédric George, Gründer Pyramide Klinik am See, Zürich

«Der Bundesrat nimmt mit der zögerlichen Öffnung weitreichende Gesundheitsfolgen in Kauf. Diese werden drastischer sein als die gesundheitlichen Gefahren durch das Virus selbst.»

Ich persönlich bemühe mich um Gelassenheit. Wir müssen mit der Situation zurechtkommen. Die Situation ist nicht unähnlich einer Expedition. Als ich wochenlang in Basislagern sass, das Wetter war schlecht, die Nahrungsmittel knapp, bin ich auch mit Gelassenheit damit umgegangen. Der grosse Unterschied zu heute ist, dass ich damals freiwillig und in Eigenverantwortung unterwegs war. Jetzt bin ich wie alle anderen gezwungenermassen zu Hause. Wir können das Problem nur gemeinsam lösen. Ich weiss, dass ich eine Mitverantwortung trage, deshalb halte ich alle Regeln ein, die man hier in Bayern erlassen hat. Ich bin nicht in anarchischer Mission unterwegs. Ich kann es verkraften, weil ich ein grossartiges Leben hatte. Ich weiss, ich gehöre zur Risikogruppe. Wenn es mich trifft, kann es mich das Leben kosten. Was ich den Leuten, ausser zu Gelassenheit, raten kann: Geht die Sache mit positiven Gedanken an das Nachher an. Man kann im Geiste bereits die nächsten Schritte vorbereiten, für den Moment, wenn wir wieder in das hoffentlich menschliche, freie Dasein, ins «schöne» Leben zurückkehren können.

In Ihrem neuen Buch «Mein Schlüsselberg Nanga Parbat» geben Sie Einblick in das Geheimnis Ihres Überlebens: Vorsicht und Respekt gegenüber der Natur. Ist es das, was wir Menschen in dieser Krise lernen können, in der uns die Natur wieder einmal zeigt, wer stärker ist, sie oder wir?

Die Natur hat uns gezeigt, dass es keine Aliens oder Atombomben braucht, um die Menschheit zu bedrohen. Es reicht ein Virus, das wir mit blossen Augen nicht sehen können. Die Menschen haben jetzt wieder mehr Respekt vor der Natur. Das ist erfreulich, denn auch das Virus ist Teil der Natur, so wie wir Teil der Natur sind. Die Natur ist unberechenbar, die Natur ist kreativ, die Natur ist in der Lage, immer wieder Gleichgewichte herzustellen. Und bei uns acht Milliarden Menschen auf der Erde ist einiges aus dem Gleichgewicht geraten. Die Natur ist auch absichtslos. Sie sagt nicht: «Jetzt machen wir mal eine radikale Kur mit diesem Coronavirus, und dann ist alles wieder im Lot, also im Gleichgewicht.» Aber die Natur ist in der Lage zu überleben. Dieses Überleben hat unendlich viel Kraft. Wir Menschen sind Mängelwesen, wir Menschen sind relativ ungeschickt, anfällig für Krankheiten, nicht mit



«Es braucht die Gabe, es zu wagen»: Unternehmer und Bergsteiger-Legende Messner.

vielen Fähigkeiten ausgestattet. Das Coronavirus hat uns Menschen wieder einmal aufgezeigt, wie extrem verletzlich wir sind. **Welche Lehre haben Sie persönlich aus der Krise gezogen?**

Den Verzicht als Wert. In dieser Krise lernen viele Menschen zu verzichten, sogar auf Freiräume, die in Europa ja ein Heiligtum sind. Ich habe in ganz jungen Jahren ein Buch geschrieben mit dem Titel «Die Freiheit, aufzubrechen, wohin ich will». Diese Art Freiraum ist heute nicht mehr möglich. Aber ich kann darauf verzichten. Mein Erfolgsmodell während meiner ganzen Karriere war das Verzichten. Ich habe den Verzichtsalpinismus in den Mittelpunkt meines Tuns gestellt. Ich legte Wert auf die Reduktion von Hilfsmitteln, sparte so Gewicht und Kosten. Weil ich kostengünstig gearbeitet habe, konnte ich mehr Expeditionen machen als andere, habe mir einen Erfahrungsvorsprung geholt und habe dadurch die Führerschaft in dieser Art des Abenteuers übernommen.

Meine Tochter ist siebzehn und kann es kaum erwarten, wieder ins wirkliche Leben zurückzukehren. Wenn ich ihr erzähle, Reinhold Messner habe geraten zu verzichten, dann wird sie mir antworten: «Schön und recht, aber der Messner hatte ein langes, erfülltes Leben. Ich bin jung, mein Leben steht noch vor mir!» Was würden Sie ihr raten?

Ich verstehe insbesondere junge Menschen wie Ihre Tochter. Ich rate ihr, abzuwarten und zu lernen, mit dem wenigen, was sie als Freiraum hat, zu leben und ihre Träume auszuschnüffeln, so dass sie, wenn sie wieder frei ist, diese Träume auch umsetzen kann. Die Kunst im Leben ist es ja, in dem Moment, da sich die Möglichkeit auftut, die Träume auch zu realisieren. Viele Leute träumen, haben

«Dass man Arbeitsplätze zurück nach Österreich oder in die Schweiz holt, ist ein Gebot der Stunde.»

grosse Projekte, aber zögern dann beim Umsetzen. Es braucht die Gabe, es zu wagen, und dann entsteht das, was ich «gelingendes Leben» nenne. Das Zurückschauen auf ein gelungenes Leben reicht mir nicht aus. Ich lebe von der Vision «Was mach ich danach?». Ich schreibe jetzt in der erzwungenen Isolation an einem Buch, denn meine Fantasie ist nicht eingesperrt. Meine Gedanken sind frei!

Man kann nicht ins Ausland reisen. Bergtourismusorte schalten bereits Werbung, um Publikum aus dem Inland anzulocken. Erwarten Sie einen neuen Boom des Bergtourismus?

Nein. Heuer gibt es bestimmt keinen Boom, sondern das Gegenteil. Der italienische Alpenverein sagte mir eben, dass sie im Sommer die Hütten geschlossen lassen. Die Ho-

tels werden auch Probleme haben, wieder zu öffnen. Denn wenn ich hundert Betten habe und nur zehn belegt sind, kann ich den ganzen Apparat nicht weiterführen. Ich glaube, dass es ein Hotelsterben geben wird, wenn wir die Krise bis im Sommer nicht einigermassen in den Griff kriegen. Die Europäer müssen die Grenzen wieder aufmachen, und zwar schnell. Dass aus China und den USA so rasch keine Touristen reinkommen, ist offensichtlich. Aber die Europäer müssen Schengen wieder in Kraft setzen und die Aussengrenzen kontrollieren.

Zuerst Europa, dann bewegen wir uns wieder in der ganzen Welt. Oder würde es sich lohnen, Wildwüchse der Globalisierung zu überdenken?

Ohne Globalisierung hätte sich das Coronavirus nicht so schnell ausgebreitet. Aber die Globalisierung ist nun mal eine Tatsache. Und vielleicht lernen wir, dass nicht alles so gemacht werden muss wie bisher. Muss man für den Bau eines Geräts Teile aus fünf Kontinenten zusammenführen? Dass man die Arbeitsplätze wieder zurück nach Österreich oder in die Schweiz holt, ist ein Gebot der Stunde null nach Corona. Die Globalisierung als ein «Sich-Begegnen» sollten wir indessen aufrechterhalten, denn das ist friedensstiftend.

Die neusten Bücher von Reinhold Messner sind «Mein Schlüsselberg Nanga Parbat» und «Der Eisapost – Die Akte Welzenbach».



Als ob es gleichzeitig das erste und das letzte Fest wäre: «Frühstück der Ruderer» von Renoir (1880–81).



Condition humaine

Von Michael Bahnerth

Pierre-Auguste Renoir war ein Mann, der vielleicht deshalb der «Maler des Glücks» wurde, weil er für die Bourgeoisie zu unkonventionell, für die Bohème zu spiessig war und nirgends einen Ort fand, der ihm gab, was er suchte. Also malte er das Glück, von dem er träumte, und es war ein pralles. Eines voller Weiber und Wein, voller Speisen und Sonne, voller Licht und Leichtigkeit, voller Regung und Romantik. Stets war sein Glück ein allumfassendes, ein alkoholgetränktes, ein klassenloses.

Ein Jahr lang malte er an seinem Bild «Frühstück der Ruderer», das das Leben und die Gesellschaft so zeigt, wie Renoir sie gerne gehabt hätte, als ein einträchtiges Einhergehen von Bourgeoisie und Bohème – der Zylinder neben der Mütze, das Jackett neben dem Unterhemd. Als ein zeitloses Fest der Existenz ausserhalb aller Konventionen. Als ein Beisammensein von Menschen, die in der Unmittelbarkeit des Hier und Jetzt leben, die Gesichter haben und keine Masken tragen. Das «Frühstück der Ruderer» mit den halbleeren Weinflaschen, der Ungezwungenheit des Seins an einem späten Morgen, der auch abends noch einer sein wird, so unendlich scheint er, ist sein utopischstes Gemälde, weil es von einer Welt erzählt, die es nur gäbe, wenn der Mensch ein anderer wäre.

Das Bild erzählt vom Überwinden der Isolation an einem malerischen Ort, dessen Bedrohung im Unsichtbaren scheint, getrennt nur durch ein Gebüsch und einen Baum. Es macht den Prozess des Vermengens vom Ich im Wir sichtbar, und dennoch ahnt man stets bei all der Lebendigkeit diesen Kern, diesen Nukleus des Seins, der stets alleine bleibt, verschlossen, und den man nur vergessen kann oder verdrängen für kleine Momente, in denen die Liebe, die Freundschaft und der Alkohol ihn aufweichen. Als ob er eine trockene Blume wäre, die nie genug Wasser bekommen kann.

Der Mensch ist allein und dennoch nicht für das Alleinsein gemacht, das ist die condition humaine. Das ist keine Tragödie, aber dennoch ein wenig tragisch. Die andern sind auch ich, und ich bin auch die andern, und sind die andern weg, wie dieser Tage, oder weiter weg als sonst, bin ich nur noch ich. Das geht eine Weile gut, weil man sich sich selbst annähert, vielleicht ist da gar eine kleine Euphorie, weil man anfangs entdeckt, dass man sich selbst genug sein kann. Man nährt sich von seinen Sehnsüchten eine Zeitlang, und wenn der Zeitpunkt kommt, an dem sie aufgebraucht sind oder tausendmal geträumt, ist der grösste Wunsch, ein paar Menschen zu treffen, die man mag, gleich am Morgen schon, und ein Fest zu feiern, als ob es gleichzeitig das erste und das letzte wäre.

Liebe, Sex und Verlorenheit

Sally Rooney gilt als die erste grosse Schriftstellerin der Millennials.
Im Sommer erscheint ihr zweiter Roman auf Deutsch. Was macht die Autorin aus?

Von *Claudia Schumacher*

2013 trat die damals 21-jährige Studentin Sally Rooney ans Mikrofon. Europameisterschaft im Debattieren, das Finale. Rooney tritt für das Trinity College an, Irlands Eliteuniversität. Sie trägt ein bordeauxrotes Abendkleid mit tiefem Rückenausschnitt: die mit Abstand glamouröseste Teilnehmerin. «Ich möchte über arme Wähler sprechen und über radikale Wähler und radikale Politik», sagte sie.

Nun ist das Tempo bei Debattierwettbewerben hoch, ein Wettlauf gegen die Zeit. Rooneys Sprechtempo aber ist weit über dem hohen Durchschnitt: schwindelerregend. Ihre Thesen sind provokanter, origineller. Die Konkurrenz will sie ständig unterbrechen. Die meisten sind Männer, sie hüpfen von ihren Stühlen, als hätte sie etwas gebissen. Rooney schmettert einen nach dem anderen ab, mit erhobener Hand und «No thank you».

Sie zerlegt ihre Vorrednerin. Wird philosophisch, dann wieder spielerisch und lustig. Sie wirkt wütend und leidenschaftlich, gelegentlich boshaft. Sie redet über die Unterprivilegierten und die Privilegierten, über den Irakkrieg, Rassismus, über Misogynie. Sie argumentiert sich einmal um den Globus und erklärt die Welt. Das Publikum tobt. Am Ende holt sie den Sieg: Sally Rooney ist die Beste im intellektuellen Hochleistungssport der europäischen Elitestudenten.

Wer sich diese alte Debatte auf Youtube anschaut, sieht einen Superstar – in Kinderschuh. Denn Europameistertitel schön und gut, aber vier Jahre später schlägt Rooneys Debütroman «Conversations with Friends» im englischsprachigen Raum wie eine Bombe ein. Zu ihren Fans gehören Literatur-Ikone Zadie Smith («Un glaublich, dass dies ein Debüt sein soll») und Hollywoodstar Sarah Jessica Parker («Dieses Buch. Dieses Buch. Ich habe es an einem Tag gelesen. Und wie ich höre, stehe ich damit nicht allein»). – Rooney begeistert sehr unterschiedliche Menschen. Die Literaturkritik erklärt die junge Frau zur ersten grossen Schriftstellerin ihrer Generation.

Heiss wie Öl

Als das Buch 2019 als «Gespräche mit Freunden» in Übersetzung erscheint, wird Rooney auch im deutschsprachigen Raum gefeiert. In der Schweiz löst es sogar einen Skandal aus, indirekt: Der Kritiker Martin Ebel beschreibt die Autorin in einer Besprechung im *Tages-Anzeiger* als «aufgeschrecktes Reh mit sinn-



«Ich war die Nummer eins»: Schriftstellerin Rooney.

lichen Lippen» – es folgt eine Debatte über Sexismus in der Literaturkritik, #dichterdran.

«Gespräche mit Freunden» ist eine grandiose Erzählung mit Sogwirkung. Um was es geht? Eigentlich um alles. Denn Rooney kann jede noch so randständige Beobachtung zum Anlass nehmen, das grosse Ganze zu erzählen. So geht es um Kunst und das Kreativmilieu, um Politik und um Endometriose. Es geht um Klassenkonflikte und die Liebe in ihrer existenziellen Dimension. Der Roman wurde vielfach für seine Sexszenen gerühmt, für seine Beschreibungen weiblichen Verlangens. Es ist lustig, dass die begehrte Grazie im Buch ein Mann ist und sein Aussehen ähnlich plump beschrieben wird, wie das sonst bei Frauen der Fall ist: Schauspieler Nick hat «einen sehr beeindruckenden Oberkörper, wie eine Statue». Die unscheinbare *spoken-word*-Poetin und Ich-Erzählerin Frances baut eine E-Mail-Freundschaft zu ihm auf, die in eine Affäre mündet. «Das Innere meines Körpers

war so heiss wie Öl», erinnert sie sich an die erste Nacht. Danach hat die 21-jährige Protagonistin ein Coolness-Problem. Es ist dieser feine Humor, der sich durch Rooneys Schreiben zieht:

«Als es vorbei war, lag ich zitternd auf dem Rücken. Ich war die ganze Zeit über so schrecklich laut und theatralisch gewesen, dass es nun unmöglich war, mich gleichgültig zu geben, wie ich es in den E-Mails tat.»

Trotzdem passiert wenig im Buch. Vier Menschen, ein Mann und drei Frauen, die sich die meiste Zeit unterhalten – und in wechselnder Besetzung miteinander ins Bett gehen. Der simple dramaturgische Kniff ist die Frage nach dem Wann im Leserkopf: Wann schläft Frances mit Nick? Wann schläft Bobbi mit Melissa? Rooney vereint das Feingeistige mit dem Unterhaltsamen, das Schwere mit dem Leichten, den Schmerz mit der Lust.

Tempo gehört zum Geniekult um die hochbegabte Ex-Stipendiatin, die mit einem

Mathelehrer zusammenlebt: Ihr Debüt «Gespräche mit Freunden» soll sie in nur wenigen Monaten geschrieben haben. Die bisher vielleicht grösste Leistung der Sally Rooney aber ist, dass sie angesichts des internationalen Ruhms, der sie ereilte, nicht am Firmament verglühte wie eine Sternschnuppe. Wie sehr ihr die Aufmerksamkeit zu schaffen machte, lässt sich nur erahnen. Kurz bevor sie sich für eine Weile ganz von Twitter abmeldete, schrieb sie: «Schriftstellern wird eine zu grosse kulturelle Bedeutung beigemessen. Ich weiss, man könnte auch den Standpunkt beziehen, dass sie wirklich nicht genügend Aufmerksamkeit bekommen, aber ..es ist immer noch zu viel.» Solche Sätze sind typisch für Rooney, und sie mögen im ersten Moment präventiv wirken. Aber nur so lange, bis man sich erinnert, wie viele gute Köpfe am frühen Ruhm zerbrachen, wie viele Grosstalente nach dem einschlagenden Debüt erst mal in jahrelanger Schreibblockade versanken.

Intellektuelles Rowdytum

Sally Rooney aber behielt die Füsse am Boden. Bereits ein Jahr nach dem Erstling erschien ihr zweiter Roman, «Normal People», der diesen Sommer auf Deutsch erscheinen wird («Normale Menschen»). Auch dieses Werk ist im Prinzip eine tragikomische Liebesgeschichte, die unsere Zeit und unsere Welt reflektiert. Von der Kritik wurde «Normal People» noch höher gehandelt als das Debüt: 2018 kam es auf die Longlist für den renommierten Man Booker Prize.

Während in «Gespräche mit Freunden» der Klassenkonflikt an zwei Paaren entlang verlief – zwei junge Frauen am Existenzminimum im Kulturprekariat und ein älteres Paar, das bereits der Kulturbourgeoisie angehört, verdichtet sich die Arm-Reich-Schere in «Normal People» auf eine Zweierkonstellation. Da ist Marianne, das spröde Mädchen aus gutem Hause, das sich in den strahlenden Jungen Connell verliebt, dessen Mutter für Mariannes Eltern putzt. Die Beziehung der beiden wird von der Schulzeit bis in die höheren Semester des Studiums verfolgt. Das Spannungselement bildet die Machtdynamik zwischen den beiden, die sich beständig verändert. Dabei spielen finanzielles, erotisches und intellektuelles Kapital eine Rolle. In einem Podcast-Interview sagte Rooney einmal, dass sie sich als Autorin besonders für Beziehungen und ihre «inhärente Machtungleichheit» interessiere. Keine Beziehung erreiche jemals einen Punkt, an dem Macht vollständig bedeutungslos werde. Besonders gerne schreibe sie über Beziehungen, in denen diese «Machtdynamik im Fluss» sei und durch bestimmte Unterschiede verkompliziert werde.

Auch wenn «Normal People» nicht mehr aus der Ich-Perspektive geschrieben ist – es handelt sich um eine Erzählung in der dritten



**Gerhard Schürmann,
Geschäftsführer Emil Frey
Gruppe, Zürich**

«Wer die Hygienevorschriften,
die Sicherheitsregeln und
Social Distancing erfüllt,
soll sein Unternehmen – egal in welcher
Branche – wieder öffnen dürfen.
Schutz mit wirtschaftlicher Effizienz.»

Person –, gewinnt man beim Lesen stellenweise den Eindruck, die Autorin gelegentlich in der weiblichen Hauptfigur zu erkennen. In den ersten Kapiteln, als sich die intelligente Aussenseiterin Marianne in den Klassenliebbling Connell verliebt, heisst es: «Sie verhielt sich einfach wie immer, als wäre es nie passiert. Wie gewöhnlich las sie ihr Buch bei den Schliessfächern und liess sich auf sinnlose Debatten ein» (eigene Übersetzung). Das Magazin *The New Yorker* schrieb über diese Stelle: «Eines der ungewöhnlichen Vergnügen in Rooneys Büchern ist es, junge Frauen bei einer Art beiläufigem intellektuellen Rowdytum zu beobachten, das jedes Mittelmass verneint, das ihnen in die Quere kommt. Einfach, weil's Spass macht.» Man erinnert sich an Rooneys Anfänge als Debattierchampion.

Bemerkenswert breitbeinig

Den ersten Buchvertrag brachte ihr übrigens ein Essay ein, «Even if you beat me» (2015), auf Englisch in *The Dublin Review* erschienen. Darin schreibt Rooney über ihre Erfahrungen als Debattiererin. Wie immer bei Rooney geht es aber um mehr, um Erfolg an sich. Seine Machtdynamik, seinen schalen Beigeschmack, die sozialen Konsequenzen. Ein brillantes Stück, das eine Literaturagentin auf Rooney aufmerksam machte. «Manchmal fühle ich noch immer den Impuls, meine Leistungen in dem Jahr meinem perfekten Teampartner anzuhängen oder, schlimmer, meinem Glück», heisst es am Ende des Essays. Dann geht es bemerkenswert breitbeinig und selbstbewusst weiter: «Aber ich bin nicht mehr neunzehn; ich muss Leuten kein gutes Gefühl mehr geben. Am Ende war das alles ich. Es bedeutet vielleicht niemandem sonst etwas, das muss es auch nicht – darum geht's. Ich war die Nummer eins [...] Und selbst wenn du mich schlägst, bin ich immer noch die Beste.»



Sally Rooney: Normale Menschen.
Luchterhand. 320 S., Fr. 28.90
(erscheint im Sommer)

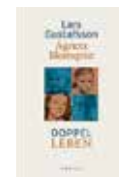
Autoren

Zwei Leben

Lars Gustafsson und Agneta Blomqvist erzählen einander von ihrer Kindheit. Von Kurt Steinmann

Lars Gustafsson, der grosse schwedische Autor, der im deutschen Sprachraum eine treue Anhängerschaft besass und besitzt, starb 2016. Vor ein paar Wochen erschien auf Deutsch sein nachgelassener Roman «Dr. Weiss' letzter Auftrag», eine Art Science-Fiction-Geschichte, eine Reise durch Raum und Zeit. Und ebenfalls 2020 veröffentlichte der Hanser-Verlag «Doppelleben». In diesem letzten gemeinsamen Buch (zwei waren vorausgegangen) erzählen der Dichter und seine Frau, die er in dritter Ehe 2005 geheiratet hatte, von ihrer Kindheit im Schweden der vierziger und fünfziger Jahre. Die beiden kennen sich seit 1958. Sie hatten sich nie vergessen.

In drucktechnisch voneinander abgehobenen Kapiteln schildern sie ihre jeweilige Lebenswirklichkeit, die sich sowohl klar unterscheidet wie auch deutliche Gemeinsamkeiten aufweist. Agneta Blomqvist (AB), 1942 geboren, später Lehrerin für Religion und Literatur, wuchs in Stockholm in einer grossen Villa in gutbürgerlichem Milieu mit vier Geschwistern und viel Freiheit bei strenger Erziehung auf. Ihr Fazit: «Meine ganze frühe Kindheit war glücklich.» Und sie kommt zum Schluss: «Wenn die allerersten Jahre glücklich sind, [...] schenkt einem das vielleicht eine Art grundsätzlicher Geborgenheit, die man das ganze Leben mit sich trägt, was auch immer später geschieht.» Lars Gustafsson (LG) kommt 1936 in Västerås als Einzelkind auf die Welt; er wächst in Genossenschaftswohnungen auf, ziemlich einsam, und so zieht er das Resümee: «Alle anderen Perioden in meinem Leben fühlen sich glücklicher an. Die Kindheit war schwierig, langweilig, riskant.» Für beide war die Schule eine Tortur. LG spricht von «materiell verdichteter Langeweile des Unterrichts [...] Nicht selten hatte ich das Gefühl, es sei die fundamentale Aufgabe dieses Gymnasiums in meinem Leben, mich zu langweilen.» Er empfindet die Schule als Verhinderin «keimender Interessen und Talente», AB sieht das Gymnasium ihrer Zeit als Stätte des Schreckens. «Doppelleben» zeigt, wie das Leben trotz gegenstrebender Kräfte gelingen kann, dargestellt bei LG in einer eher rationalen Analyse, bei AB in einer sinnlichen, menschlich berührenden Prosa.



**Lars Gustafsson / Agneta Blomqvist:
Doppelleben.** Hanser. 144 S., Fr. 28.90



Das Bier erscheint im Holozän.

Kultur

Schaumkronen der Sehnsucht

Ein grosses Lob auf gegorenen Gerstensaft und ein kleiner Nachruf zu Lebzeiten auf den möglichen Tod jenes Bieres, das heisst wie das Virus.

Von Michael Bahnert

Als der Mensch vor 11500 Jahren seine Anomadische Freiheit gegen die relative Sicherheit der Sesshaftigkeit eintauschte, begann er mit dem Saufen. Das ist natürlich kein Zufall, sondern vielmehr eine Ersatzhandlung; das Reisen zu Fuss wurde kompensiert durch ein von Trunkenheit befeuertes Reisen im Kopf. Die Zeitgenossen des frühen Neolithikums pflanzten damals ein wenig Getreide, waren sich aber noch nicht wirklich sicher, ob das jetzt die Zukunft sei, weil doch viel Arbeit, und man hätte auch einfach ein wenig spazieren gehen und da und dort etwas vom Baume oder von einem Strauch pflücken und sich danach im Schatten hinlegen können und ein wenig Fortpflanzung machen.

Kraftstoff der Menschwerdung

Dann geschah es, dieser berühmte kleine Schritt für einen Einzelnen, der ein grosser für die Menschheit werden sollte. In irgendeiner hüttigen Behausung garte ein Getreideklumpen vor sich hin, den irgendeiner irgendwann aus irgendwelchen Gründen in sich reinstopfte. Er wurde beschwipst, wankte danach freudig durch die Siedlung und lachte seinen hart arbeitenden Sippenbrüdern ins Gesicht. Das war der Beginn des unaufhörlichen Zeitalters des Bieres, des Alkoholismus und der Sehnsucht nach Rausch. Nicht wenige Anthropologen und Archäologen stellten die These auf, dass die Möglichkeit des regelmässigen Sichbetrinkens wesentlich dazu beitrug, den Menschen an Ort und Stelle zu halten.

Es gibt, so wird geschätzt, weltweit inzwischen etwas über 10 000 Biersorten; das ist die Hälfte mehr, als es Säugetierarten gibt. 1,9 Milliarden Hektoliter Bier werden jährlich gebraut, das sind 76 000 Schwimmbäder mit 50 Meter Länge, 22 Meter Breite und 2,30 Meter

Tiefe. Bier, so scheint es, ist seit dem Holozän ein essenzieller Kraftstoff im Motor der neuzeitlichen Menschwerdung. Die Frage, ob Bier wichtig ist, erübrigt sich. Auch nicht so wichtig ist die Frage, wie viel Bier einer trinkt, ob mehr oder weniger als die 55 Liter, die jeder Schweizer jährlich zu sich nimmt. Wesentlich ist einzig die Frage, welches Bier man trinkt und wo man es in sich strömen lässt.

Jeder Biertrinker hat seine eigene Geschichte, wann und wo er das beste Bier seines Lebens getrunken hat, diese ersten drei, vielleicht vier unvergesslichen Schluck, wenn der goldene Saft kühl in ihn dringt und ihn für Sekunden zu einem Wesen werden lässt, das glaubt, im Göttlichen zu sprudeln. Dann setzt er ab, und Flügel lassen ihn sanft auf die Erde des Seins absinken, wahrscheinlich rülpsst er dann, um die Leichtigkeit in Balance zu halten. Jetzt nimmt er den zweiten Schluck, hält das Ende des Flaschenhalses an seine leicht geöffneten Lippen, neigt den Kopf etwas in Richtung Himmel und öffnet erneut die Schleusen für diesen perlenden Fluss.

Der zweite Schluck ist immer noch ein Segen, wenn auch nur ein halbgöttlicher. Er wiederholt diese rituelle Zeremonie bis zur Trunkenheit manchmal, und irgendwann ist er beides gleichzeitig in einer Art Erlösungszustand; sesshaft und nomadisch. Danach verliert er leider die Jungfräulichkeit seines dionysischen Daseins und landet unsanft doch beim Hauptproblem des Bieres – dass man die Trunkenheit fortan immer öfter mit Wasserlassen verbringt.

Ich hatte zwei allerbeste Biere. Das erste war nach einer Woche mit zwei älteren, Penishütchen und Blasrohr tragenden Männern des Iban-Stamms im Dschungel Borneos. Eine einzige Rummrenerei im Immerselben. Nach

einer Woche spuckte mich der Urwald an einer kleinen Strasse aus, auf der ein Jeep stand, der mich ins «Hilton Longhouse» fuhr. Dort ging ich unverzüglich an die Bar und trank das erste Bier für meine Ewigkeit.

Das zweite allerbeste Bier hatte ich in der «Paradise Bar» auf Grenada, abends um halb sechs nach einem mühsamen Tag als Reisejournalist. Das übliche: vier Hotels angeguckt, an zwei Traumstränden vorbeigefahren, Mittagessen mit dem reichsten Mann der Insel, nachmittags ein Gespräch mit einem Schriftsteller, der aus Schneewittchen ein dunkelhäutiges Mädchen gemacht hatte. Ich war bedient. Und dann sass ich in dieser Bretterbar, das Meer der Karibik spielte irgendwas zwischen Soul, Funk und Klassik, und ich hatte ein vor Kälte beschlagenes Corona-Bier in der Hand und verstand plötzlich den ganzen Lauf der Welt, den meines Lebens und jenen des Universums halb.

Komplett loco und histérico

Ich verliess den Strand mit einer existenziellen Erfahrung und einem Lieblingsbier, gelegentlich war es auch eine mexikanische Geliebte. 25 Jahre dauerte unsere Beziehung. Unlängst, am 3. April dieses Jahres, ging sie, so wie es aussieht, zu Ende, aber ich habe noch Hoffnung. Ganz klar ist mir das Warum immer noch nicht. An diesem 3. April fuhr die Brauerei Grupo Modelo, die inzwischen dem Biergiganten Anheuser-Busch In Bev gehört, die Produktion auch des 95-jährigen Corona-Bieres runter, weil die Regierung Mexikos den Weiterbetrieb nicht als unerlässlich einstufte und angeordnet hatte, alle nicht notwendigen Industrien bis zum 30. April zu schliessen.

Dieser Schritt der mexikanischen Regierung war natürlich komplett loco und histérico,

passte aber kongenial zum Wahnsinn, der sich in die Welt und die Köpfe einiger Menschen geschlichen hatte. Da gab es nicht wenige, die dachten, das Virus käme vom Corona-Bier, und es gab viele, die fanden, man könne kein Bier mehr produzieren, das den Namen eines Virus trägt, an dem Menschen sterben. Egal, ob dieses Jahr bereits viel mehr Menschen an Alkoholismus gestorben sind denn an Covid-19. Auch egal, dass schon 2003 ein Sars-Coronavirus grassierte und keiner daran dachte, deswegen ein Bier auszutrocknen.

Der Namensgeber des Virus war übrigens die Weltgesundheitsorganisation (WHO), und obwohl ich kein Freund und schon gar kein Anhänger von Verschwörungstheorien bin, glaube ich schon ein wenig, dass dieser Name strategische Absicht im weltweiten Kampf gegen den Alkoholkonsum und für die globale Gesundheit war. Wahrscheinlich heisst das nächste pandemische Virus Heineken. Oder Marlboro.

Schwer zu sagen, wie und ob überhaupt das Corona-Bier das Virus überlebt. Obwohl es seit 1925 all die Fähnisse des Weltenlaufs elegant umfahren hat. Seine Unverletzbarkeit lag darin, dass das Bier stets mehr war als ein Gerstensaft. Es war das einzige Bier, in dem ein Sonnenuntergang steckte und das den Geschmack und den Geruch eines ganzen Sommers hatte. Es hatte die Fähigkeit, all die Last des Seins am Ende eines Tages einfach wegzuspülen. Es löschte, Schluck für Schluck, den Durst nach Sehnsucht, und wenn man auf seiner Terrasse mit Blick auf einen Hinterhof sass und die Augen schloss, einen Schluck nahm, spürte man manchmal die Sonne auf den Schultern und sogar Sand zwischen den Füßen, und wenn man die Augen wieder öffnete, sah die Fichte vor einem noch für einen Moment lang aus wie eine Palme.

200-Millionen-Erbschaft für ein Dorf

Das Bier war das Werk eines Mannes, der in jungen Jahren beinahe schon ums Leben gekommen wäre: Antonino Fernández, er starb unauffällig vor vier Jahren 98-jährig in Mexiko-Stadt. Antonino war das elfte von dreizehn Kindern in einem kleinen Ort namens Cerezales im Norden Spaniens. Dank des Bieres ist das Dörfchen mit 88 Einwohnern eines der glücklichsten und reichsten ganz Spaniens; als Antonino starb, vermachte er dem Dorf sein 200-Millionen-Euro-Vermögen.

Als er es verliess, war er neunzehn Jahre alt, frisch verheiratet und zog in den Spanischen Bürgerkrieg. Auf wessen Seite, ist nicht bekannt. Er überlebte, wenn auch stark traumatisiert, doch er musste weg, weil er nicht mehr auf dem blutgetränkten Boden der Heimat Fuss fassen konnte. Seine Frau hatte einen Onkel in Mexiko, der eine Brauerei betrieb, die nur ein wenig sprudelte. Antonino machte die Brauerei zur grössten Mexikos und hinterliess der Welt ein Bier, das lange so unsterblich schien wie die Sonne selbst.

Geschichte

Newtons Jahr der Wunder

Der englische Naturforscher Isaac Newton bewies im von der Seuche bedingten Home-Office als Erster die Schwerkraft. Von Rolf Hürzeler

Ein Apfel fiel ihm auf die Birne. Dieser Zwischenfall führte beim jungen Isaac Newton zur Erleuchtung, dass alles Gute von oben käme – wegen der Schwerkraft.

Der Vorfall ist Legende. Er soll sich im Garten seines Geburtshauses Woolthorpe Manor in der Grafschaft Lincolnshire zuge tragen haben. Hierhin musste sich der 22-jährige Student Newton im Sommer 1665 vom renommierten Trinity College der Universität Cambridge verziehen, denn in London war die Grosse Pest ausgebrochen. Ein Viertel der Bevölkerung der Metropole verstarb. Im Gegensatz zur Covid-19-Erkrankung hatten die Älteren grössere Überlebenschancen. Zahlreiche Londoner zogen aufs Land, wo die Seuche weniger verbreitet war.

Auch die Universität Cambridge erkannte das Gebot der Stunde und verordnete ihren Studenten Selbststudium zu Hause. Isaac Newton (1643–1727) hatte zwar soeben den Bachelor geschafft, war aber in seinen frühen Studentenjahren kein Kirchenlicht gewesen. Der akademische Betrieb schien ihn nicht zu interessieren – genauso wenig wie zuvor die Schule.

Zwei Jahre musste der wohlhabende Newton in Woolthorpe Manor in Selbstquarantäne ausharren. Dabei hatte er viel Zeit, um optische Experimente durchzuführen und das Wesen des Lichts zu ergründen. Gemäss seiner später veröffentlichten «Quaestiones» beschäftigte er sich in den Jahren 1665 und 1666 auch mit der Infinitesimalrechnung, eine Pionierleistung, die ihm später sein deutscher Zeitgenosse Gottfried Wilhelm Leibniz streitig machte.

Hier formulierte Newton die Gravitationstheorie, auch wenn sich die Apfelmessung mit Sicherheit nie so zugetragen hatte. Der um eine Generation jüngere John Conduitt, verheiratet mit einer Nichte Newtons, beschrieb die Szene folgendermassen: «Während Mussestunden im Garten machte er sich Gedanken darüber, warum ein Apfel vom Baum fällt. Er kam auf die Idee, dass die Anziehungskraft über weite Distanzen spürbar sein müsse – bis hin zum Mond.» Denn Masse zieht sich gegenseitig an.

Dieser Conduitt, ein liberaler Parlamentsmitglied, erkannte des Genie Newtons wie kein Zweiter: «Er verkroch sich in die absonderlichsten Studien und fühlte sich herausgefordert wie ein gutes Pferd vor einem steilen Weg ...» Der Neugier des Mannes schienen keine Grenzen gesetzt.

Newton hatte unter seiner Abgeschiedenheit nicht gelitten. Denn er mochte menschliche Nähe ohnehin nicht besonders. Er galt als Sonderling, den man nicht ungestraft reizte. Die Auszeit in Woolthorpe schien er sogar genossen zu haben und bezeichnete sie im Alter als «annus mirabilis», als ein «Wunderjahr», wie die *Washington Post* in einem Beitrag zum Segen des Home-Office schreibt. Gemäss dem Blatt ist Newton das Musterbeispiel des kreativen Werktätigen in Selbstquarantäne.



Isaac Newton.

Das ist nicht selbstverständlich. Denn der junge Newton musste mit gemischten Gefühlen nach Woolthorpe Manor zurückgekehrt sein. Der Vater war noch vor Issacs Geburt verstorben. Seine Mutter heiratete wieder, und Newton hasste seinen Stiefvater. Er wuchs bei den Grosseltern auf und fühlte sich als ungeliebtes Kind.

Museum mit Apfelbaum

Isaac Newton war in der Abgeschiedenheit vor allem froh, dem akademischen Betrieb entflohen zu sein. Er richtete sich in seinem Heim eine kleine Bibliothek ein und liess in Aufzeichnungen seinen Ideen freien Lauf. «Mein Erkenntnisdrang war damals auf dem Höhepunkt», erinnerte er sich später.

Nachdem sich die Pestepidemie gelegt hatte, machte Newton eine steile akademische Karriere in Cambridge. Zuerst als Assistent, dann als Professor. Er besetzte als Zweiter den Lucasischen Lehrstuhl für Mathematik, der bis heute als besonders prestigeträchtig gilt.

Woolthorpe Manor ist heute ein Museum, wo sich die Besucher ein Bild von Newtons Leben machen können. Auch der berühmte Apfelbaum ist zu bewundern, sofern dieser tatsächlich die 400 Jahre überlebt haben sollte.

Der lange Schatten des Jacobo Arbenz

Mario Vargas Llosas neuer Roman dreht sich um den Schweizer Auswanderer Jacobo Arbenz. Der Offizier führte vor 70 Jahren in Guatemala eine Revolution an. Sein durch die USA provozierte Sturz erschütterte die Welt. Warum nur blendet der Grossschriftsteller Entscheidendes aus? *Von Alex Baur*

Die Geschichte von Jacobo Arbenz gehört zu jenen Geschichten, die Hühnerhaut, Begeisterung und Empörung garantieren. Es ist die Geschichte von jungen Offizieren, die 1944 in Guatemala einen Diktator stürzen, um eine moderne Demokratie aufzubauen. Zum ersten Mal in der Geschichte des Landes dürfen alle wählen, Analphabeten und Frauen inklusive. Der gewählte Präsident Juan José Arévalo, ein Philosophieprofessor, führt soziale Reformen durch. Die beiden Anführer der rebellischen Militärs, Francisco Arana und Jacobo Arbenz, sorgen als Chefs der allmächtigen Armee dafür, dass Arévalo seine sechsjährige Amtszeit sicher beenden kann.

Ländereien enteignen

Arana hat, gut erkennbar, indianische Vorfahren, er stammt aus ärmlichen Verhältnissen. Auch Arbenz war nicht auf Rosen gebettet. Sein Vater Hans Jakob Arbenz, ein Einwanderer aus dem zürcherischen Andelfingen, hatte es als Apotheker in der Provinzstadt Quetzaltenango zwar zu Ansehen gebracht. Doch eine Morphinsucht trieben ihn in den Bankrott und in den Selbstmord. Dem jungen Jacobo, der studieren wollte, blieb nichts anderes übrig als die militärische Laufbahn, um die Familie über Wasser zu halten.

1950 gibt Jacobo Arbenz seine Uniform ab, um für die Präsidentschaft zu kandidieren. Vor allem dank den Stimmen der indianischen Landbevölkerung wird er mit einer komfortablen Mehrheit (66,39 Prozent) gewählt. Sein Ziel ist es, die Monopole der Bananengesellschaft United Fruit Company (später Chiquita) zu brechen, die nicht nur riesige Ländereien besitzt, sondern auch die Eisenbahn, die Stromversorgung und den Hochseehafen kontrolliert. Arbenz verspricht eine Agrarreform: Brachliegende Ländereien sollen zum Steuerwert enteignet und an die Bauern verteilt werden.

Doch die United Fruit stellt sich quer. In den USA lanciert die Company eine PR-Kampagne gegen den angeblichen Kommunisten Arbenz, der in der Nähe des strategisch wichtigen Panamakanals einen sowjetischen Satelliten einrichten wolle. Mit Waffen, Geld und Logistik, die ihm der amerikanische Geheimdienst CIA zur Verfügung stellt, heuert der abtrünnige Hauptmann Carlos Castillo eine Söldnertruppe

an, um Arbenz zu stürzen. Support leisten auch Rafael Leónidas Trujillo (Dominikanische Republik) und Anastasio Somoza (Nicaragua), die übelsten Tyrannen jener Epoche. Die USA decken Castillos Guerillakrieg in Guatemala mit einem Dutzend Kampfflugzeugen.

Am 27. Juni 1954 muss Arbenz abdanken, Carlos Castillo übernimmt. Dutzende von Arbenz-Anhängern, die sich nicht rechtzeitig ins Ausland absetzen konnten, werden umgebracht, Hunderte gefoltert und eingekerkert. Nachdem er jede Opposition ausgeschaltet hat, lässt Castillo ein neues Parlament wählen, das ihn formell zum Präsidenten ernennt. Dann macht er alle Reformen von Arbenz rückgängig und gibt das Land den Grossgrundbesitzern zurück. Arbenz irrt mit seiner Familie durchs Exil, kein Land will den vermeintlichen Kommunisten aufnehmen, so dass er hinter dem Eisernen Vorhang und schliesslich in Kuba landet. Die Schweiz bietet Arbenz die Staats-



Jacobo Arbenz.

bürgerschaft an, die er allerdings nicht haben will, weil er damit auf seinen guatemaltekischen Pass verzichten müsste. 1971 stirbt Arbenz einsam und verlassen in Mexico City, sturzbetrunken und unter ungeklärten Umständen in der Badewanne.

Der inzwischen von der US-Regierung und ihren grausigen Verbündeten zugegebenermassen provozierte Sturz des Reformers Jacobo Arbenz löste nicht nur einen gewaltigen Proteststurm in ganz Lateinamerika aus. Er legte auch das Fundament für die Guerillas, die in ganz Lateinamerika und insbesondere in Guatemala für Hunderttausende von Toten und unsägliches Leid über Jahrzehnte sorgen sollten. Der Anti-Yankee-Reflex, der sich in den Herzen und Köpfen vieler Lateinamerikaner eingenistet hatte, war ein zentrales Motiv der kubanischen Revolution von 1959.

Flacher Abklatsch eines Heldenepos

Viele empörte und empörende Bücher wurden über den «Bananenkrieg» der USA gegen Guatemala verfasst. Der peruanische Erfolgsschriftsteller und Nobelpreisträger Mario Vargas Llosa hat mit dem Roman «Harte Jahre», der in diesen Tagen in deutscher Übersetzung erscheint, den Stoff nun auch noch in Literatur verpackt. Dass er etwas von diesem Metier versteht, hatte

Vargas Llosa schon in früheren Historienromanen («Das Fest des Ziegenbocks», «Der Traum des Kelten», «Das Paradies ist anderswo» etc.) bewiesen. Doch so gross wie die Erwartungen waren, so gross ist auch die Enttäuschung: Das Arbenz-Œuvre kommt nicht über den flachen Abklatsch eines bekannten Heldenepos hinaus.

Dabei wäre die wirkliche Geschichte von Jacobo Arbenz ein Stoff, der einem Roman von Vargas Llosa entsprungen sein könnte. Es ist eine Geschichte voller verstörender Widersprüche und Täuschungen, die in kein politisches Schema passen. Alles, was nicht zur Lichtgestalt Arbenz passt, wurde auch in diesem Roman bis zur Unkenntlichkeit flachgeschliffen. Wer die Tragik um Arbenz wirklich begreifen will, dem sei das Buch «Arbenz – Una Biografía» des argentinisch-guatemalteckischen Soziologen Carlos Sabino empfohlen, das ebenfalls kürzlich erschienen ist, leider nur auf Spanisch.

Rivalität mit Mitrevolutionär Arana

Anders als Vargas Llosa weist Sabino die zahllosen Quellen akribisch aus, auf die er sich beruft. Er macht die Widersprüche transparent, wägt die Versionen gegeneinander ab, lässt offen, was nicht geklärt werden kann. Es entsteht ein faszinierendes Gesamtbild, in dem sich die Grenzen zwischen Gut und Böse, menschlicher Grösse und Abgründen zusehends auflösen. Der Mythos Arbenz verliert dadurch nicht an Kraft, sehr wohl aber an Einfältigkeit.

Der Mythos bekommt bereits Ende der 1940er Jahre erste Risse, als eine Rivalität zwischen Jacobo Arbenz und dem Mitrevolutionär Francisco Arana um die Nachfolge von Präsident Arévalo ausbricht. Man einigt sich darauf, dass Arbenz dem älteren Arana den Vortritt lässt, um diesen sechs Jahre später zu beerben. Hier wird erstmals klar, dass Guatemala auch nach der Revolution von 1944 weit von einer Demokratie entfernt ist. Wer Präsident wird, entscheidet nicht das Volk, sondern das Militär.



**Manuel Fröhlich,
Inhaber Zigarrenlounge
Manuel's, Zürich**

«Die Regierung entscheidet,
wie Läden, Tattoo-Studios,
Tennisplätze öffnen dürfen.

*In Kuba ein ganz normaler Vorgang.
Berührt hat mich, dass der Staat Tabak
als lebensnotwendig einstuft.»*



Verstörende Widersprüche und Täuschungen: Die Familie Arbenz im Schweizer Exil, 1955.

Denn die Armee kontrolliert die Wahlen. Die meisten Guatemalteken sind Analphabeten, sie geben ihr Votum am Wahltisch mündlich ab – und der Offizier entscheidet dann, was er auf den Wahlzettel schreibt.

Arbenz' Wahlsieg von 1950 ist fragwürdig. In der Hauptstadt, wo geheim abgestimmt wird, verliert er klar, doch die Mehrheit der Landbevölkerung stimmt angeblich für ihn. Unschön ist auch, dass sich alle seine ernsthaften Konkurrenten im Gefängnis oder auf der Flucht befinden. Und dann gibt es noch eine ganz üble Vorgeschichte: Sein grösster Konkurrent, Francisco Arana, wird vor den Wahlen bei einer Verhaftungsaktion, in die Arbenz nachweislich involviert war, erschossen. Ob Arbenz den Tod seines Rivalen wollte, ist unklar. Doch es spricht gegen ihn, dass er die mutmassliche Ermordung von Arana nach allen Regeln der Kunst vertuscht. Aranas Tod bleibt an Arbenz kleben wie ein Kainsmal.

Auch während der Ära Arbenz wird mit scharfer Munition auf Demonstranten geschossen. Vor allem im letzten Jahr seiner Regentschaft werden Hunderte von Regimekritikern verhaftet und gefoltert, Dutzende ohne Prozess exekutiert. Auch der Hauptmann Carlos Castillo, ein Anhänger des ermordeten Arana, der Arbenz später stürzen sollte, entkam nur mit Glück seiner Hinrichtung. Ob Arbenz all diese Barbareien angeordnet oder bloss toleriert hat, lässt sich nicht eruieren. Doch es ist schwer vorstellbar, dass er als im Heer immer noch angesehener Offizier nicht im Bild war.

Richtig ist, dass die Kommunisten im Parla-

ment nur schwach und in seinem Kabinett überhaupt nicht vertreten waren. Doch José Manuel Fortuny und Carlos Manuel Pellecer, die Anführer der stramm marxistischen Arbeiterpartei (PGT), waren seine engsten Berater. Der Grund ist fast erschreckend banal: Die PGT war die einzige straff organisierte Partei, auf die sich Arbenz überhaupt stützen konnte, in einem Land, in dem es sonst kaum traditionelle Parteien gab. Im Exil trat Arbenz später der kommunistischen Partei übrigens auch noch formell bei, der er bis zu seinem Tod angehörte.

Scheitern am Widerstand des Volks

Fortuny schrieb nicht nur seine Reden, er war auch der Autor der Agrarreform, die Arbenz im Mai 1952 (anders als von Vargas Llosa erdichtet) ohne grosse Diskussionen durchsetzte; sie brachte das Land an den Rand eines Bürgerkrieges. Das Büro der Agrarreform befand sich fest in der Hand von Fortunys Kommunisten; die Genossen hielten sich bald gegenseitig die konfiszierten Ländereien zu, statt sie an die Armen zu verteilen. Ab 1953 kam es zu gewalttätigen Landbesetzungen. Bei der Umverteilung hatte der Präsident das letzte Wort, eine gerichtliche Anfechtung war ausgeschlossen. Das oberste Gericht erklärte diese feudalherrliche Praxis für verfassungswidrig, Arbenz setzte sich darüber hinweg.

Arbenz scheiterte am Schluss vor allem am Widerstand im Land selber. Das Militär, das ihm lange die Stange gehalten hatte, stellte ihn am Schluss vor die Wahl: wir oder die Kommu-

nisten. Arbenz entschied sich für letztere. Die Luftwaffe, die den CIA-Söldnern hätte Paroli bieten können, blieb am Boden, weil man fürchtete, dass die Piloten zum Feind überlaufen würden. Die Armee liess die CIA-Truppen praktisch widerstandlos gewähren, während Arbenz im Präsidentenpalast zusehends in Depressionen verfiel – ein Leiden, das ihn zeitlebens plagte – und seinen Weltschmerz im Alkohol ertränkte.

Arbenz war kein Kommunist, Ideologien waren nicht seine Sache. Wie viele lateinamerikanische linke Militärs – Perón in Argentinien, Velasco in Peru oder später Hugo Chávez in Venezuela – schwebte ihm ein demokratisch halbwegs legitimer Staatskapitalismus vor. Doch die Einzigsten, die Arbenz am Ende noch unterstützten, waren stramme Marxisten. Das galt erst recht für die Guerillas, die sich nach seinem Sturz in ganz Lateinamerika ausbreiteten. Sie verstanden unter Demokratie etwas ganz anderes als das, was man sich im freien Westen darunter vorstellt. Bleibt die Frage, ob die USA mit ihrer Intervention den Kommunisten zuvorkamen – oder ob sie ihnen ungewollt nicht vielmehr Vorschub leisteten.



Mario Vargas Llosa: Harte Jahre. Suhrkamp. 411 S., Fr. 34.90

Carlos Sabino: Arbenz – Una biografía. Grafía. Guatemala, 2019



Fast verliebt

Altern als Frau

Von Claudia Schumacher

Neulich fragte mich ein Freund, ob mich der Lockdown nicht produktiver mache. Er hat jetzt dauernd die Teenager daheim, die ihn bei der Arbeit stören. Aber ich! Ganz ohne Partys am Abend. Tagsüber ohne Kinder im Heimbüro.

Es ist lustig, wie man die Leben der anderen romantisiert. Denn ich habe einen Haufen Freundinnen, manche noch in ihren Zwanzigern – die sind mindestens so anstrengend wie Teenager! Da ist die eine, die von ihrem Freund kurz vor dem Lockdown mit dem Auto in seine Stadt verschleppt wurde. Dort sitzt sie nun. Wenn wir telefonieren, klingt sie gedämpft wie eine Geisel. Schafft es aber nicht, sich zu trennen: Mit zwanzig hält man Abhängigkeit ja für Liebe. Da ist die andere, die diesen Sommer heiraten will, auf Teufel komm raus. Mit ihrer Sorge, vielleicht absagen zu müssen, heult sie die anderen voll. Im Stundentakt auf Whatsapp. Als hätten wir keine ernstere Probleme.

Meine Freundinnen mit Neunziger-Jahrgängen tun sich am schwersten mit der Situation – dabei tragen sie kaum Verantwortung, stecken teils noch im Studium. Während sie mit den Knien schlottern, bewundere ich meine Freundinnen, die vierzig oder fünfzig und älter sind. Obwohl sie durch Corona ihre Belastungsgrenze erreichen – Home-Office und Kinderbetreuung, Job-Unsicherheit, höheres Krankheitsrisiko –, begegnen sie der Situation mit kühler Stirn. Unterstützen die Nachbarn, haben ein Ohr für meine Sorgen, die Nöte einer kinderlosen 33-Jährigen – in ihren Augen vielleicht ähnlich gravierend wie die der Zwanzigjährigen in meinen.

Je älter man wird, desto schwieriger das Leben. Das Gute ist, dass man selbst gefestigter wird. Mir gelingt es selten, eine jüngere Frau zu beneiden. Nicht für alles Geld der Welt wollte ich nochmals zwanzig sein, mich ständig fragen: «Ist es nur eine Phase – oder ein Dämon?», wie Comedian Taylor Tomlinson scherzt. Meinen Zwanzigern bin ich dankbar für die schönen Fotos. Aber ich bin auch dankbar, nie wieder aufwachen zu müssen in diesem jüngeren Körper – in dem ich mich absurderweise so unsicher fühlte.

Beneide ich eine andere, dann ist sie in der Regel älter. Die Coolness der gestandenen Frau mittleren Alters: Ich freu' mich drauf.



Witzig und erhellend: «The Anderson Tapes».

Knorrs Kultur

Sie wissen, aber es nützt nichts

Von der Wettervorhersage zur Zukunftsbewältigung, vom Überwachungsstaat bis zur Corona-Krise und zu einem Film, der noch immer topaktuell ist. Von Wolfram Knorr

Im Sommer 1588 schickte der spanische König Philipp II. seine stolze Flotte, aus 130 Schiffen bestehend, um Grossbritannien zu erobern. Die Armada war der ganze Stolz Spaniens – doch die Invasion wurde zur Katastrophe. Vieles misslang, aber womit das Weltreich am wenigsten gerechnet hatte, waren die arktischen Stürme, die die Schiffe entweder an Küstenfelsen oder ins Meer hinaustrieben. Philipp II., der Grossbritannien wieder katholisch machen wollte, war fassungslos: «Ich habe meine Schiffe gegen Männer ausgeschildet, nicht gegen Gottes Wind und Wetter.» Engländer dagegen sprachen von «protestantischen Winden», die sie gerettet hätten.

James Glaisher (1809–1903), Mitglied der Royal Society, war überzeugt, Wetter vorherzusagen zu können, wenn man die Strömungen in den Höhen-Sphären misst. Dazu muss man natürlich rauf, und mit dem Ballonfahrer Henry Coxwell stieg er 28 mal in die Höhe. Bei ihrer 7. Himmelfahrt am 5. September 1862 erklommen sie 8800 Meter, ein Rekord – allerdings eher unfreiwillig: Die Ventile waren eingefroren. Nur mit grösster Mühe gelang es Coxwell den Ballon wieder ins irdische Tal zu drücken; Glaisher wäre wegen Sauerstoffmangel schon fast im himmlischen Paradies zurückgeblieben. Was ihn nach oben trieb, wurde im antiken Griechenland von Sehern mit Vogelschauen praktiziert: Durch die Beobachtung des Vogelflugs versprachen sie

sich Erkenntnisse über die Zukunft. Aischylos zufolge war es «Prometheus, der Überbringer der Technologie, der die Menschen in der Antike in die Vogelschau einführte, indem er einige Vögel als glückbringend und andere als unheilvoll bezeichnete» (James Bridle).

Emotionale Druckausgleichskammer

Die erste rechnergestützte «automatische Wetter-Vorhersage» entwickelte der Meteorologe Lewis Fry Richardson (1861 – 1953). Als das Militär erwog, seine Methode beim Einsatz von Giftgas einzusetzen, um die Windrichtung bestimmen zu können, reagierte der gläubige Quäker so entsetzt, dass er sich anderen Forschungen widmete. Aufhalten konnte er den Drang, die Zukunft in den Griff zu bekommen nicht. Das Militär profitierte besonders davon. Spaniens König Philipp II. war nicht der erste, dem das Wetter den militärischen Erfolg verhagelte. Schon im Peloponnesischen Krieg ist die Rede, dass bei stürmischem Wetter die Schiffe lieber sichere Häfen ansteuerten als in die Schlacht zu ziehen. «Alles heutige Computerwesen», so James Bridle in seinem Buch «New Dark Age», «stammt aus dieser Verbindung: militärischen Versuchen, das Wetter vorherzusagen und damit die Zukunft zu kontrollieren.»

Dass die «Wetterfront» (militärischer Wortschatz) schon alle sozialen Bereiche durchdrun-

gen hat, belegt auch die Corona-Pandemie, die entgegen aller Zukunfts-Beherrschbarkeit über den Globus herfiel, ohne zwischen Demokratien, Autokratien und Diktaturen zu unterscheiden, aber sogleich mit fiebrigem Eifer der Kontrolle modernster Techniken unterworfen wird. Etwa mit einem Corona-Warn-App, die Personen aufspürt, die mit einem Sars-CoV-2-Infizierten Kontakt hatten; sie soll dem Virus der Garaus machen, keine sensitiven Daten (zum Standort oder zur Identität) speichern und selbstverständlich auf keinen Fall für Überwachungen anderer Art genutzt werden. Auf gar keinen Fall!

Emotionale Druckausgleichskammer

Die Kunst, schon immer eine Art emotionale Druckausgleichskammer aller rationalen Wachstums-Pläne, hat sich mit so manchen verhängnisvollen Folgen des Fortschritts auseinandergesetzt, im Sinne von Sophokles' «König Ödipus»: «Wehe! Wehe! Wie furchtbar ist das Wissen für den, der weiss/ Und dem das Wissen nichts nützt». Dazu gehören unter vielen H. G. Wells' «Time Machine», Harry Harrison's «Soylent Green», Philip K. Dick's «Blade Runner» oder auch Bio-Katastrophenfilme wie «Die Hamburger Krankheit» (1979), «The Day After Tomorrow» (2004) oder «Contagion» (2013). Auch in Reissern wie «Enemy of the State» (1998) geht's um Figuren, die als einst gefeiertes Leitbild «Individuum» ausgedient haben und deren Lebenswege nur noch lückenlos verfolgt werden, um sie im Griff zu haben.

Und das muss nicht gleich zappenduster sein wie George Orwell's «1984», dem Klassiker aller Präventions-Alptraumfilme. Es darf auch mal witzig und erhellend zugehen, wie im Meisterstück «The Anderson Tapes» (1975), das ironischerweise durchs mediale Wahrnehmungs-Netz fiel, vielleicht weil es nicht zum Genre der SF gehört, vielleicht aber auch, weil es eine ätzende Satire auf gegenwärtige Zustände ist und als purer Gangsterfilm durchs Raster fiel. «The Anderson Tapes» jedenfalls schildert einen Staat, der alles im Griff zu haben meint, und trotzdem an seinem eigenen Präventions-Wahn scheitert. Oder wie es in Terry Gilliam's «Twelve Monkeys» (1995) heisst: Die Gegenwart und nicht die Zukunft ist das undurchdringliche Dunkel, dass es zu entziffern gilt.



Ende des Individuums: «Enemy of the State».

Der These wird «The Anderson Tapes» von Sidney Lumet, nach einem Krimi von Lawrence Sanders und mit Sean Connery besetzt, voll gerecht. John «Duke» Anderson (Connery), gerade aus dem Knast nach zehnjähriger Haft entlassen, besucht seine Ex-Freundin, die in einer New Yorker Luxus-Appartement-Trutzburg wohnt und ihm brühwarm einen lukrativen Plan unterbreitet: Das Haus, in dem sie wohnt, auszurauben. Ihre Nachbarschaft ist reich, die Beute würde riesig werden.

Anderson checkt das Haus, kontaktiert alte Kumpels und unterbreitet ihnen sein Vorhaben. Bei seinen Besuchen weiss er nicht, dass die Kumpels unger Beobachtung stehen und heimlich abgehört und gefilmt werden – und zwar unabhängig voneinander operierende Dienststellen! Der für Anderson die Tresore knacken soll, ist ein Black Panther-Aktivist und wird vom FBI observiert; dem Elektronik-Profi, der auch dealt, hockt die Drogenbehörde im Nacken; der Antiquitäten-Spezialist betrügt die Steuer und wird von der Finanzbehörde belauscht. Und immer ist Anderson mit auf den Filmen und Bändern. Die Agenten erfahren – wie gesagt, unabhängig voneinander – von seinem Coup und wissen auch, wann er stattfinden wird, denken aber



Folgen des Fortschritts: «Contagion».

nicht im Traum daran, ihr Wissen transparent zu machen, und verhalten sich nach dem Motto: Jeder für sich und Gott gegen alle.

Die Pointe: Im Luxushaus wohnt eine Familie mit einem Amateurfunker-Filius, der heimlich die Polizei kontaktiert, nicht ernst genommen wird und erst über Funk-Kumpels in Hawaii und anderen entfernten Gegenden, die New Yorker Polizei zum Handeln nötigt. Als die Abhör-Agenten davon erfahren, löschen sie (unabhängig voneinander) blitzschnell ihre Aufnahmen, um nicht der Illegalität bezichtigt zu werden. «The Anderson Tapes» bleibt ein Riesenvergnügen, das auf anschauliche Weise demonstriert, woran die Kommunikation der Behörden, bei allem neuen digitalen Fortschritt, noch immer scheitert: Am Kompetenz-Gerangel. So lange dieses selbstreferentielle, auf sich und den eigenen «Stall» schützende Verhalten dominiert, bleibt die Gegenwart das Dunkel, dass es, vor der Zukunft, zu entziffern gibt.



Unten durch Flugzeuge

Von Linus Reichlin

Am Ostersonntag sagte mein Freund Bruno: «Was ich an dieser Seuche wirklich liebe, ist dieser makellose blaue Himmel. Einen solchen Himmel habe ich seit meiner Kindheit nicht mehr gesehen: kein einziger Kondensstreifen!» Das war mir gar nicht aufgefallen, aber er hatte recht: Üblicherweise wäre bei dieser Wetterlage der schöne blaue Himmel völlig verschleiert gewesen von den Kondensstreifen der Düsenjets, das hat mich auch immer geärgert. Endlich schien mal die Sonne, und dann erzeugten die Fluggesellschaften künstliche Wolken, nur damit ein paar von ihrem Arbeitsstress ausgelaugte Werktätige sich in der Dominikanischen Republik am Pauschalbuffet um die letzte Scheibe Räucherlachs prügeln konnten.

«Als ich Kind war», sagte Bruno, «besass die Swissair nur acht Düsenflugzeuge des Modells Caravelle, aber haben wir deswegen etwa gehungert? Es gab nur alle paar Tage mal einen dünnen Kondensstreifen am Himmel, trotzdem ging's uns doch gut.» – «Es gab auch noch kein Mittagsfernsehen», sagte ich, «trotzdem waren wir gegen Pocken geimpft.» – «Ja genau», sagte Bruno, «niemand starb mehr an Tuberkulose, obwohl die Leute um Schlag fünf Uhr Feierabend machten. Und Feierabend war damals noch wirklich Feierabend, man beantwortete auf der Heimfahrt nicht noch fünfzig Mails.» – «Weil es noch keine Mails gab», sagte ich, und Bruno sagte: «Trotzdem war die Kinderlähmung besiegt, und wenn unsere Väter pünktlich um halb sechs nach Hause kamen, gab's genügend Aufschnitt, Butter, frisches Brot, Kaffee und einen Villiger-Stumpfen. Unser Wohlstand war doch schon gross genug – wir hätten an dem Punkt den Lockdown beschliessen sollen! Wir hätten sagen sollen: «Wir sind zufrieden mit unserem Leben, mehr als acht Düsenjets brauchen wir nicht. An Erfindungen wie dem Notebook, Handys und dem Internet sind wir nicht interessiert, wir möchten nämlich für das bisschen Wohlstand mehr nicht diesen jungfräulichen, blauen Himmel opfern und unseren Feierabend.»» – «Die Herztransplantation», sagte ich, «gab's auch schon, Professor Barnard, 1967.» – «1967 hätten wir die Notbremse ziehen müssen», sagte Bruno,

>>> Fortsetzung auf Seite 54

» Fortsetzung von Seite 53

«ich bin überzeugt, dass wir dann heute alle glücklicher wären.» – «Ausser, wenn eine Pandemie ausbricht», sagte ich. «Quatsch», sagte Bruno, «1967 gab's bereits Telefone. Wenn in Wuhan eine Seuche ausgebrochen wäre, hätte Mao Zedong Bundesrat Tschudi angerufen. Der war damals Gesundheitsminister und übrigens eine rote Socke, die hätten sich gut verstanden. Mao hätte gesagt: «Genosse Tschudi, bei uns brennt's, virenmässig, legen Sie sich mal lieber einen Vorrat an Munition zu, um die Infizierten zu erschiessen.» Tschudi hätte geantwortet: «Das ist bei uns leider nicht so einfach. Aber danke, dass Sie angerufen haben, Grosser Steuermann. Wir werden unverzüglich das Restaurant «Rössli» und das Gasthaus «Ochsen» schliessen.»»

«Mundschutzmasken gab es sogar 1918 schon», sagte ich. «Siehst du», sagte Bruno, «wir hatten damals schon alles, was man für ein schönes Leben braucht.» Wir lagen in Brunos Garten im Liegestuhl, und der Himmel war wirklich wunderschön blau und ruhig. Aber ich wollte verdammt nochmal im Dezember auf die Kanarischen Inseln. «Nein, du glaubst nur, dass du das willst», sagte Bruno. «Ja», sagte ich, «so wie du geglaubt hast, dass du dir in Schottland ein Haus kaufen musst.» – «Nach Schottland kann man notfalls zu Fuss gehen», sagte Bruno, «das verursacht keine Kondensstreifen.» – «Dann gehst du am besten gleich jetzt los», sagte ich, «damit du zu Weihnachten dort bist. Und vergiss den Neopren-Anzug nicht, es gibt da nämlich noch einen Kanal.» Für einen Moment verdüsterte sich die Sonne ein wenig durch unsere gegenseitige Verärgerung. Aber dann einigten wir uns darauf, dass die Flugzeuge ja sowieso bald wieder starten werden, egal, ob wir damit einverstanden sind oder nicht.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Spanisches Gesamtkunstwerk

Von Peter Rüedi

Telmo Rodriguez, inzwischen auch schon im besten Alter von 57 angelangt, ist eine Institution in der spanischen Weinszene, ein Elder Statesman, der sich indes über die Jahre eine explosive Jugendlichkeit bewahrt hat – als eine Facette seiner geradezu renaissancehaft vielseitigen Persönlichkeit. Er wuchs auf Remelluri auf, dem Weingut seines Vaters in der Rioja Alta. Nicht gerade ein Vatermörder, aber durchaus ein Rebell, überwarf er sich mit dem alten Herrn wegen önologischer Differenzen. Nach seinem Studium in Bordeaux und Praktika an ersten Adressen (Chave, Beaucastel, Trévallon etc.) trennte er sich vorübergehend vom Familienbetrieb und gründete zusammen mit seinem Jugendfreund Pablo Eguzkiza die *Compañía de Vinos de La Granja*, die sich, nach einem Start in Navarra (mit einem Wein mit dem sprechenden Namen «Alma», Seele), zu einem paniberischen Gesamtkunstwerk auswuchs. Einem Grossunternehmen, das trotz einer Produktion von insgesamt bald über einer Million Flaschen kein Massenbetrieb ist, son-

dern ein Konglomerat von vielen kleinen oder maximal mittleren Satelliten. Rodriguez sammelte vergessene oder vernachlässigte Rebsberge, war fasziniert von alten, vom Aussterben bedrohten Rebsorten und traditionellen Techniken in Weinbau und Weinbereitung; gleichzeitig war er ein Pionier eines naturnahen, biologischen, gar biodynamischen Weinbaus. So avancierte der Charismatiker in kurzer Zeit zu einer Art paradoxem Superstar der spanischen Weinszene mit Engagements von Galicien über Rueda, Toro, Cigales, Ribera del Duero, Alicante bis Málaga – ein Fleckenteppich von 355 kleinen Weinbergen, nicht mehr als 80 Hektar mit nicht weniger als 43 verschiedenen Rebsorten.

Paradox an Rodriguez' Ruhm war, dass er einem Mann galt, der geradezu programmatisch sein Ego der selbsttätig wirkenden Kraft der Natur unterordnete («Ein grosser Wein wird nicht gemacht, er entsteht»). Auch zu seinen Wurzeln im Rioja kehrte er zurück, nach Vaters Rückzug von Remelluri. Heute ist das Zentrum seines önologischen Kosmos die Bodega Lanzaga in Lantziego. Von dort kommt der zurückhaltende, fein ausbalancierte, hochelegante Blend aus Tempranillo, Garnacha und Graciano gleichen Namens (Lanzaga), 2011 ein ebenso herzerwärmender wie cooler Rioja Alavesa, ohne das geringste Anzeichen von Überreife, die der heisse Jahrgang vermuten liesse. Zum Augenmass, das Telmo Rodriguez und sein Partner Eguzkiza beweisen, gehört, dass sie sich in allen Bereichen um ein optimales Preis-Genuss-Verhältnis bemühen, bei kostbaren Top-Lagen in Kleinstauflagen wie bei *vinos del pueblo*. Und überall dazwischen, wie bei diesem gewichtigen und beschwingten Lanzaga.

Compañía de Vinos Telmo Rodriguez Lanzaga 2011.
14,5 %. Weinhandlung am Kieferweg, Seon. Fr. 28.70.
www.kueferweg.ch



Die Bibel

Passahfest aktuell

Von Peter Ruch

Beachte den Ährenmonat, und halte ein Passah für den Herrn, deinen Gott, denn im Ährenmonat hat der Herr, dein Gott, dich herausgeführt aus Ägypten bei Nacht (Deuteronomium 16, 1). Das Passahfest dauerte dieses Jahr vom 9. bis zum 16. April. Die Juden feiern es zur Erin-

nerung an den Auszug der Israeliten aus Ägypten. Die Israeliten hatten Jahrhunderte als Sklaven in Ägypten zugebracht. Sie waren nicht erobert worden, sondern aus eigenem Antrieb dorthin gezogen, als Kanaan unter Hungersnöten litt. Als ziemlich unstrukturierter Haufen sahen sie sich gezwungen, sich einer despotischen Weltmacht an den Hals zu werfen. Der Notbehelf wurde zum Dauerzustand. Die ägyptische Herrscherkaste sah es gerne, wenn ihre Bevölkerung und ihr Reich anwuchsen. Das ist typisch: Was der Staat an Macht und Einfluss gewinnt, will er behalten. Das gilt für Untertanen und sonstige Abhängige wie für Steuern, Zuständigkeiten, Kontrollen und Ausnahmeregelungen. Beispielsweise führte die Schweiz im Zweiten Weltkrieg die Wehrsteuer ein. Nach dem Krieg wurde sie nicht abgeschafft, sondern 1982 in «Direkte Bundessteuer» umbenannt.

Manche Forscher sind der Ansicht, die Sklaverei in Ägypten sei gar nicht so schlimm gewesen.

Mag sein. Aber auf Dauer gehört kein Volk und keine Volksgruppe unter Vormundschaft gestellt. Und der Staat darf nie zum gottähnlichen Beschützer werden. Denn gerne mutiert der Beschützer zum Beherrscher und schliesslich zum Peiniger. Sich aus seinen Netzen zu befreien ist ein notwendiger Kraftakt mit Risiko. Der Pharao liess die Israeliten erst nach zehn göttlichen Plagen ziehen, und als es in der Wüste ungemütlich wurde, sehnten sich manche Israeliten nach der Despotie zurück. Diese Dynamik wird sich auch bei der Normalisierung nach den Corona-Schutzmassnahmen zeigen: Der Staat liebt die Macht, und viele Menschen fürchten das Risiko. Trotzdem muss die Normalisierung bald geschehen. Vertrauen Sie darauf, dass das Schlimmste vorübergeht. *Passah* heisst übrigens «vorübergehen», englisch: *Passover* (Exodus 12, 13).

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Auto

Grollender Donner

600 PS in einem alltagstauglichen Kombi – es ist schwer sich dem Sog des Audi RS6 zu entziehen. Wozu auch? *Von David Schnapp*

Es kann sein – das habe ich letzte Woche jedenfalls hier behauptet –, dass nach all dem Corona-Wirbel eine Phase der (wirtschaftlichen) Bescheidenheit einkehrt. Weil dieses Blatt aber auf dem Konzept der anderen Sicht beruht, geht es jetzt um das exakte Gegenteil von Bescheidenheit.

Der Audi RS6, den ich kürzlich probenhalber gefahren bin, stand auf enormen 22-Zoll-Felgen, also etwa so gross wie Einjährige. Die Erscheinung des Autos mit kräftig modellierten Seiten, präserter Front und dynamischem (Kombi-)Heck ist bold, wie man in Amerika sagen würde. Das klingt charmanter als das deutsche «fett», meint aber letztlich das Gleiche. Der Schnelltransporter aus Bayern zieht viele Blicke auf sich.

Als Fahrer begleitet einen der 600-PS-Kombi mit einem Klangteppich, der wie grollender Donner über jeder Fahrt ausgebreitet wird und einen nie vergessen lässt, wozu dieses Auto imstande ist, das ausserdem genügend Platz für vier bis fünf Personen plus eine ordentliche Menge Ladekapazität bereithält und ausserordentlich praktisch wirkt.

Gemäss Werksangabe vergehen 3,6 Sekunden, bis der RS6 aus dem Stand 100 km/h erreicht hat und 12 Sekunden bis 200 km/h. Letzteres konnte ich nicht ausprobieren, ein Nachteil der geschlossenen Grenzen ist ja der Zugang für uns Schweizer zur deutschen Autobahn. Wer übrigens das Dynamikpaket plus bestellt (Fr. 16 250.–), bekommt dafür nicht nur eindrucksvolle Keramikbremsen,

sondern auch eine nach oben weit offene Höchstgeschwindigkeit. Erst bei 305 km/h wäre dann Schluss, aber wie gesagt: die geschlossenen Grenzen ...

Forsch kann es gut

Da die Strassen bei uns ansonsten gerade ziemlich leer sind, war aber trotzdem jede noch so kurze Fahrt mit dem Kraftkombi ein schnelles Vergnügen. Dank der Allradlenkung wirkt der massige Wagen in Kurven erstaunlich kompakt. So kommt es, dass der RS6 sich präzise und leichtgängig um Biegungen drehen lässt, wobei je nach Einstellung des Stabilitätsprogramms das Heck elegant und kontrolliert mitschwingt.

Im Vergleich mit seinen direkten Konkurrenten, dem BMW M5 und dem Mercedes E 63, beherrscht der Audi RS6 neben der forschen Gangart auch familientauglichen Komfort ziemlich gut. Die Luftfederung ermöglicht fast schon sanftes Asphaltgleiten, was bei den Konkurrenzmodellen kaum möglich ist. Es ist eher so, dass es eigentlich keinen Grund gibt, in diesem Auto gemütlich unterwegs sein zu wollen. Dafür kann es forschen einfach zu gut.

Audi RS6 Avant Quattro

Antrieb: V8-Zylinder TSFI/48V-Bordnetz/Allrad
 Hubraum: 3996 ccm; Leistung: 600 PS / 441 kW
 max. Drehmoment: 800 Nm bei 2050–4500 U/min
 Beschleunigung 0–100 km/h: 3,6 sec
 Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h (optional bis 305 km/h)
 Verbrauch: 11,5 l/100 km
 Preis: Fr. 149 500.–, Testwagen: Fr. 198 697.–

Jazz

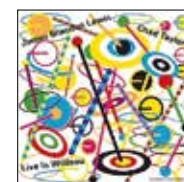
Die Tradition der Avantgarde

Von Peter Rüedi

Was Kunst im Kern ausmacht, ist selten auf einen Begriff zu bringen, und ein Begriff selten auf ein Wort. Was, zum Beispiel, unterscheidet in der frei improvisierten Musik, im «Free Jazz», Intensität von Kraftmeierei, spontane formale Kraft von aleatorischer Beliebigkeit? Man muss es spüren, wie beim Action-Painting eines Jackson Pollock, und der Rezensent kann nur darauf hoffen, dass der Leser ihm dabei folgt. Beim Mitschnitt des Duo-Auftritts von James Brandon Lewis (geb. 1983) und Chad Taylor (geb. 1973) am letztjährigen Jazzfestival Willisau scheint mir das diesbezügliche Risiko gering.

Willisau hat in seiner 45-jährigen Geschichte insgesamt eine grosse Tradition von frei improvisierter Musik begründet, die, ob sie sich nun «Free Jazz» oder «Great Black Music» nannte, die Gretchenfrage nach der glaubwürdigen Intensität immer unzweifelhaft beantwortete. Und das Festival von Niklaus (und ab 2010 Arno) Troxler pflegte über die Jahre immer wieder eine Art musikalische Art-brut-Spezialität, den unbegleiteten Dialog grosser Saxofonisten mit grossen Schlagzeugern: Max Roach mit Anthony Braxton, Max Roach und Archie Shepp, Ed Blackwell mit Dewey Redman sind dafür nur drei Beispiele. Lewis und Taylor waren sich dieses Hallraums bewusst, als sie 2019 im Luzerner Hinterland ein hoch gespanntes und gleichzeitig äusserst differenziertes Feuerwerk abbrannten, eine Musik, die zwar ein hohes Mass von Freiheit und Überraschung, gleichzeitig aber auch ein spezifisches Traditionsbewusstsein auszeichnete, nicht nur für das, was man scheinbar paradox als Geschichte der Avantgarde bezeichnen könnte (der Bezug auf Coltrane, Ornette Coleman, Dewey Redman u. a.), sondern zur Jazzgeschichte überhaupt.

So überraschen die beiden in ihrem hochenergetisch expressiven Diskurs unvermittelt mit Duke Ellingtons Hymne «Come Sunday». Oder sie greifen ein Stück des genannten Redman auf («Willisee») sowie eine lapidar gemesselte Komposition von Mal Waldron. Glaubwürdigste Intensität. Pure Dynamik. Musik als Vorgang, nicht als Resultat. «Great Black Music» der nächsten Generation.



James Brandon Lewis,
 Chad Taylor: Live in Willisau.
 Intakt CD 342



Erlebte Erkenntnis: «Grossglockner mit der Pasterze» von Thomas Ender (1832), Vergleichsaufnahme von Gernot Patzelt, 2014.

Gletscher

So schön kann Forschung sein

Ein neues Buch zeigt uns die fast unvorstellbare natürliche Dynamik der Eiskolosse über die Jahrtausende. Es ist ein in mehrerer Hinsicht bemerkenswerter Bildband. *Von Christian Schlüchter*

Darf Wissenschaft erbaulich sein? Bereichernd darf sie sein, darüber sind sich alle einig – aber darf sie auch schön sein? Ist es erlaubt, dass die Forschenden bei ihrer Arbeit sinnliche Freude, ja gar Lust erleben? Spricht etwas dagegen, die Erkenntnis nicht nur als intellektuelle, sondern auch als ästhetische Bereicherung zu empfinden?

Wir denken hier an jene Wissenschaft, die im Gelände solide Bausteine der Erkenntnis über das Vergangene zusammenträgt – nicht an jene, die am Bildschirm statistische Algorithmen im Dienst der Weltenrettung spielen lässt.

Momentaufnahme der Maler

Ich möchte in diesem Zusammenhang auf ein unzeitgemässes Werk über die Alpengletscher hinweisen. Unzeitgemäss, weil es auf Geländearbeit, auf direkter Beobachtung und Dokumentation beruht, also auf Schritt und Tritt nachvollziehbar und überprüfbar ist. Unzeitgemäss auch, weil es um Erkenntnisse geht, die für viele, selbst für Wissenschaftler, nicht annehmbar sind, da zu einfach, unpassend im gegenwärtigen akademischen Politbetrieb.

Aber vielleicht gerade jetzt, in diesen Tagen der Entschleunigung und der Ungewissheit, wo wissenschaftliche Ernsthaftigkeit womöglich wieder einen Platz bekommt, ist das Werk zeitgemäss. Wäre es nicht eine einzigartige Gelegenheit, uns für einen Augenblick vom Virtuellen zu befreien und uns auf die Natur und die Kraft von realen und überprüfbaren Erkenntnissen zurückzubedenken?

Es geht hier um das Buch «Gletscher – Klimazeugen von der Eiszeit bis zur Gegenwart» von Gernot Patzelt. Eigentlich handelt es sich um einen Kunstband mit wissenschaftlichem Anhang – 255 Seiten erlebte Erkenntnis. Das Werk ist grosszügig illustriert mit Gletschergemälden von zwei berühmten Malern: Thomas Ender und Ferdinand Runk. Im Auftrag von Erzherzog Johann haben die beiden zu Beginn des 19. Jahrhunderts «die Natur dargestellt».

Es war jene Zeit, in der die Alpengletscher zum Höchststand seit der letzten Eiszeit vorgestossen sind. Die Gemälde von Runk und Ender sind von einer dokumentarischen Präzision, so dass sie gewissermassen als 3-D-

Karten verwendet werden können. Mit einer eigentümlichen Kraft bringen sie die Schönheit der ostalpinen Gletscher der kleinen Eiszeit zur Geltung.

Allein diese Bilder machen das Buch von Patzelt zum Erlebnis. Dem Autor dienten sie als Ausgangspunkt und ästhetische Anregung für seine Forschung. Die beiden Maler haben eine Momentaufnahme erschaffen, Gernot Patzelt ist in die Tiefe ihrer Geschichte hinab-



Wahre Lehrerin: «Gross- und Kleinvenediger



gestiegen. Und das im wahrsten Sinne des Wortes.

Denn der Wissenschaftler hat die Ärmel hochgekrepelt und tiefe Schächte in die Gletschervorfelder oder bei Wallmoränen in den Boden getrieben auf der Suche nach der Vergangenheit. Das Resultat von über fünfzig Jahren Arbeit in den österreichischen Alpen ist einmalig. Es ist das Bild des beharrlichen Bemühens um ein Verständnis der Land-

schaftsentwicklung im Gebirge seit der letzten Eiszeit.

Anspruch auf Perfektion

Es ist handfestes Wissen, das Patzelt da zusammengetragen hat: Holz und Torf aus verlandeten Gletscherseen, Holz aus den Gletschervorfeldern, das vom zurückschmelzenden Eis freigegeben wurde. Kombiniert mit archäologischen Funden ist auch ein Stück

Menschheitsgeschichte an den Tag gekommen. Seine «Belegstücke» sind minutiös dokumentiert.

Neben den Bildern von Ender und Runk hat Patzelt dem Buch seine eigenen kleinen Kunstwerke in Form von farbigen Skizzen und Profildarstellungen der Geländebefunde beigefügt. Der Anspruch auf Perfektion zieht sich durch das ganze Werk und führt zu einem umfassenden Verständnis der Gletschergeschichte der Ostalpen.

Das Buch zeigt uns, die wir nur auf einer kurzen Zeitachse leben, die fast unvorstellbare natürliche Dynamik der Gletscher über die Jahrtausende auf, ihr wiederholtes Vorstossen und Zurückschmelzen im alpinen Lebensraum. Und heute sind die Gletscherzungen also wieder dort, wo sie vor 10 500 Jahren schon einmal waren. Patzelt hat diese Gegenwart mit wunderschönen Landschaftsfotos mit einbezogen.

Temperaturmessreihen seit 1781 und die Veränderungen an den Gletscherzungen seit 1890 führen uns zur gegenwärtigen Wärmezeit und zur Einsicht, dass die Geschichte der Gletscher weitergehen wird. Der Künstler Thomas Ender wie auch der Forscher Gernot Patzelt, beide wurden sie letztlich von derselben Motivation angetrieben. Der österreichische Kunsthistoriker Walter Koschatzky hat diese 1982 so beschrieben: «Die Wirklichkeit war es, die Ender sich als wahre Lehrerin suchte.»



Christian Schlüchter ist emeritierter Professor der Geologie. Er hat nachgewiesen, dass es seit der letzten Eiszeit immer wieder Wärmephasen gab.

Gernot Patzelt: Gletscher. Hatje Cantz. 256 S., Fr. 72.90



mit Untersulzbachkees» von Thomas Ender (1829), Vergleichsaufnahme von Ludwig Malaum, 2018.



Tamaras Welt

Rückwärts altern wie Benjamin Button

Forscher wollen eine neue Anti-Aging-Methode entwickelt haben, die Menschen um 7,5 Jahre verjüngt. Kommen die Älteren unter uns dem idealen Alter wieder ein Stück näher? Von Tamara Wernli

Das Alter ist ja nur eine Zahl, heisst es immer, was zählt, ist, wie man sich fühlt. Ja, sicher, und das gilt genau so lange, bis wir irgendwo nach dem Alter gefragt werden, beim Arzt oder auf dem Versicherungsformular, oder unser Erscheinungsbild an schlechten Tagen an eine vertrocknete Ingwerwurzel erinnert.

Aber wann fühlt man sich eigentlich in seinen besten Jahren, auf dem Höhepunkt seiner Blüte? Es gibt da eine konkrete Zahl: Das ideale Alter ist 37. Das hat eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Yougov im 2016 ermittelt. Die Teilnehmer wurden gefragt, welches Alter ihnen als ideal vorkommt oder in der Rückschau das beste war. Die Umfrage mit dem Ergebnis 37 wurde in Deutschland durchgeführt, in den USA und Grossbritannien liegt es mit 34 beziehungsweise 36 Jahren leicht tiefer. Mit 37 sehen die meisten ihre Lebensziele als erfüllt an: Man ist verheiratet, hat eine Familie gegründet, ein Häuschen gekauft, bezieht ein gutes Einkommen. Die Sehnsüchte sind gestillt, mehr oder weniger.

Wir leben heute länger und gesünder als je zuvor. Das heisst aber auch, dass die Zeitspanne grösser ist, in der wir altersbedingt mit einer Erkrankung oder einem Leiden zu kämpfen haben. Denn auch die frischesten Zellen haben ein Ablaufdatum. Der Körper hat zwar effektive Methoden, sie zu erneuern, aber je älter wir werden, desto ineffektiver sind sie. Das ist fies, aber es gibt auch eine gute Nachricht: Unzählige Wissenschaftler haben Erbarmen mit uns und forschen daran, die Zellalterung zu verlangsamen. Ihre Ergebnisse präsentieren sich so interessant wie skurril.

Eine amerikanische Studie will zum Beispiel herausgefunden haben: Wer schneller geht, wird später alt. Dann gibt es die Idee mit der manipulierten Darmflora: Damit sei laut

einem Experten sein Alter im Selbstversuch um fünfzehn bis zwanzig Jahre gesunken. Weiter halten Chips zum Einpflanzen ins Hirn angeblich das *aging* auf. Oder Medikamente zwecks Regeneration von Muskeln, Knochen und Nervenzellen.

Mittels einer Art Frankenstein-Methode wollen Wissenschaftler herausfinden, ob man mit jungem Blut das Altern aufhalten kann. Achtung, Gruselfaktor! Gemäss Srf.ch nähten Altersforscher dafür eine junge und eine alte Maus an den Flanken zusammen, so dass ihre Blutgefässe erst in die Wunde und dann in den Körper der anderen Maus hineinwachsen. Das Ergebnis: Die Stammzellen in den Muskeln wurden tatsächlich wieder aktiv und bildeten neues Gewebe, auch jene im Gehirn der alten Maus bildeten neue Nervenzellen. Die Idee ist allerdings noch nicht ganz ausgereift und eben nur an Mäusen getestet – am besten warten Sie, liebe Leser, noch etwas, bevor Sie jetzt Ihre jungen Nachbarn mit der Spritze piksen.

Vergangenes Jahr sorgte vor allem diese Schlagzeile für Aufsehen: «Verjüngung: Forscher wollen das Altern besiegt haben», titelte die *Zeit* online. Wissenschaftler sagen, sie hätten neun Menschen verjüngt. Dabei ging es um das Organ Thymus, das zwischen Herz und Brustbein liegt und dort eine ganze Menge Immunzellen beherbergt. Ziel der TRIM-Studie war es, dieses Organ bei älteren Männern zu verjüngen. Dafür erhielten zwölf Probanden zwischen 51 und 65 Jahren zwölf Monate lang einen Substanzen-Cocktail; während der Tests wurde das Blut der Männer regelmässig untersucht.

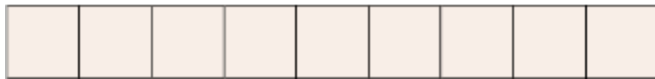
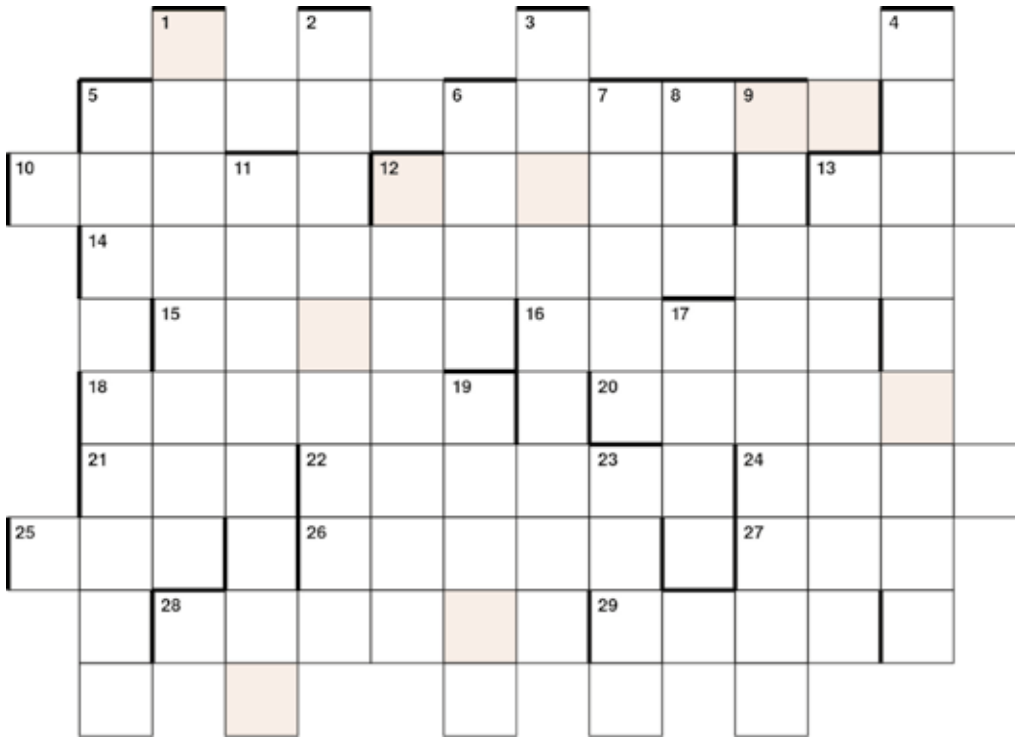
Die Ergebnisse deuteten tatsächlich darauf hin, dass ihr Thymusgewebe wuchs und sich das Profil ihrer Blutzellen veränderte. «Wir ver-

muten, dass ein biologisches Programm wieder aktiviert wurde, das den Thymus zu Beginn des Lebens wachsen lässt», so Biologe Gregory Fahy. Die Männer wurden während der Therapie nicht älter, sondern verjüngten sich. Ihre biologische Uhr sprang während des Experiments nicht ein Jahr vorwärts, sondern im Durchschnitt achtzehn Monate zurück – willkommen bei Benjamin Button! Nebenwirkungen gab es keine nennenswerten. Laut den Forschern sei der verjüngende Effekt in dem Jahr sogar schneller geworden. «Rechnet man die Wirkung in den letzten drei Monaten auf ein Jahr hoch, so hätte der Substanzcocktail in dieser Zeit eine biologische Verjüngung um 7,5 Jahre erzeugt.» Eine Versuchsperson, die bereits ergraut war, bestätigte der Zeit online, dass ihr dunkle Haare nachgewachsen seien.

7,5 Jahre – das ist ziemlich viel Zeit, um noch einige Dinge zu erledigen: sieben Weltreisen, zwei Uni-Abschlüsse, eine Karriere als Schauspieler oder Prinzessin. Das Problem an der Studie: Sie wurde an neun Männern durchgeführt – gut, immerhin neun Männer und nicht neun Mäuse. Aber Frauen fehlen bei dem Test, und wie lange der Verjüngungseffekt bestehen bleibt, weiss man laut dem Artikel nicht; ob bei längeren Behandlungen nicht doch Nebenwirkungen auftreten, ist ebenfalls unklar.

Ich persönlich würde also auch diesen Substanzen-Cocktail noch etwas aufschieben. Überhaupt bin ich nicht so sicher, ob ein rückwärtsgerichteter Alterungsprozess sinnvoll ist. Brad Pitt ist ja ganz süss als optisch jugendlicher. Aber es muss doch fürchterlich anstrengend sein, mit der Weisheit und dem Geist eines Seniors in der Welt von Zwanzig- oder Dreissigjährigen zu leben. Statt dieser seltsamen Verjüngung läge mir mehr daran, dass sich die Forschung auf das Wesentliche fokussierte: Die Melanozyten mit Hilfe eines kleinen, feinen Mixgetränk so zu verändern, dass wir gar nicht erst ergrauen, wäre schon mal ein Anfang.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Sind Organisten als Pedalstimme geläufig.
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Manege frei für den öffentlich finanzierten Rummel, eventuell sogar mit Affentheater. **10** Bundesstadthalter und einziger Angehöriger der Gattung Homo Brotus Depressivus. **12** Wo Moses die Erfahrung der Offenbarung des Wortes Gottes machte. **13** Beantwortet *Fragen*, die User *häufig* plagen. **14** Ein Blick auf Alberts Karte hilft vielleicht mit dieser Überbrückungshilfe. **15** Metropole am Hangang und am Hang des Namsan im Land der Morgenstille. **16** Weitgehend würzlose, wüstenhafte Wassereinlagerung. **18** Solche wie Euler, die Bernoullis und die Mehlsuppe. **20** Arbeitet man stets hart daran, droht irgendwann ein Burn-out. **21** Schliesst inhaltlich un abgeschlossene Aufzählungen ab. **22** Der Gigant, ein kräftiger Lachgarant, ist Lieferant von Hinkelsteinen und Wildschweinen. **24** Treffend für den Hinterausgang betreffend. **25** Spanier erhellende, Schweizer erheiternde blau-weiße Kafi-Spezialität. **26** Im Austausch pro, sonst kontra. **27** Die einzige perfekte Zeit für Tragödien und Trostlosigkeit. **28** Die sind unter anderen in den Geschmacksrichtungen Brom, Him und Erd erhältlich. **29** Was der Goatee bedeckt, hält sich im Vollbart versteckt und wird beim Mongolenbart ausgespart.

Senkrecht — **1** «Hau ab!», «Mach die Fliege!» oder der Appendix. **2** Der Gelehrte hat nur Wasser im Kopf. **3** Machen Züge bei Gefahr und Igel im Bahnhof...oder wars gerade andersrum? **4** Wahlmerkmal wie der Güter Güte. **5** Effekt eines rechten Hakens des schwarzen Todes via Flohbiss. **6** Wird bei Rundrennstrecken im Startbereich erreicht. **7** Schab- und Kratzgummi, -holz oder -eisen. **8** Kutsche koreanischer Konstruktion. **9** Beschreibt Geisternauen sowie ledige Frauen. **11** Getüpfeltes heimliches Probieren, hat Pinocchio beim Fabulieren zu verlieren. **12** Ein Rüssel oder eins auf den Rüssel; war nicht einen, sondern zwei Deut wert. **13** Ist die Frau im Gegensatz zum Weib oder Mädchen auch sprachlich. **17** Dem notdürftigen Notdurft-Häuschen fehlt nicht viel zum Jazzstil. **19** Eine goldene ist Erfolg versprechend, eine eiserne jedoch bloss verpflichtend. **23** Altaltperuaner, gibt's beim Posten gratis dazu.

I=Y © Andri Martinelli – Rätsel factory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 663



Waagrecht — **5** MITTELMA[ESSIG] **11** PASTETE Souzeraine **13** UP: engl. hoch, fehlt bei «down, right and left». **14** SIN: engl. Sünde **15** [KOMBI][NATION] **16** GUT **17** PREDIGEN **19** MOSCOU: franz. Moskau, Marianne ist die Nationalfigur Frankreichs. **21** RAESON: weil veraltend **24** SUEDWAERTS **27** «Die Eiskönigin – Völlig unverfroren» und «Rapunzel – Neu verhöhnt» sind von DISNEI. **28** STALL **29** MOSERN: beinahe Masern **30** BUERO

Senkrecht — **1** [DISKUS]SION **2** BETBRUDER **3** [PAPA]IA **4** (Im Mar)SINNE(rn) **5** MANGOLD **6** TEMPO **7** L[EIER] **8** MUNDRAUB **9** EXT(endiert): exen konjugiert **10** SION: Sitten **12** TOT **14** SIESTA **18** GERTE: Gertrud **20** CUSS: engl. fluchen **22** OSLO hiess früher Christiania. **23** NELKE: Anagramm von «Enkel» **25** ENE: engl. ONO (Himmelsrichtung) **26** WIND **28** SUV: Sport Utility Vehicle

Lösungswort — **DAUERWELLEN**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

#stayandfuckathome

Deine Affäre im Homeoffice.

**15%
AUF ALLES**

CODE: WELTWOCHE15



**Meistverkauftes
Sextoy der Welt**

**Womanizer DUO
CHF 229.00**



amorana.ch

15% Rabatt auf das gesamte Sortiment. 1 Gutschein pro Person, gültig bis 10.5.2020. Nicht kumulierbar, kein Barwert.